



Berlin, den 25. Mai 1905.

## Das Wagner-Denkmal.

Vor vierundvierzig Jahren feierten die Deutschen Schillers hundertsten Geburtstag. Der Prinzregent von Preußen verhiess deutschen Dichtern den Schillerpreis, die Schillerstiftung, der Hammers Ruf ins Leben geholfen hatte, erwuchs in engen Grenzen zu bescheidenem Wirken und überall, wo Deutsche wohnten, gab es Volksfeste, Bankette, Fackelzüge, Konzerte, Theaterfeiern und Gedenktreden; namentlich Reden: so ziemte sich zur Erinnerung an den großen Rhetor. Die Erben des Schaugerüstkönigs saßen damals in Wien: Grillparzer, der feinste Epigone, und Hebbel, der stärkste Psychologe, der rechenhafteste Dialektiker im Reich deutscher Dramatik, der Feu mit dem Ameisenauge, das selbst die dem Menschenblick unsichtbaren ultravioletten Sonnenstrahlen sieht. Beide gedachten, Jeder auf seine Weise, des Feiertages. Grillparzer warnte die Landsleute, Schiller „nicht blos zum Vorwand zu nehmen für weiß Gott was für politische und staatliche Ideen“; und da die immer, von Geschäften wegen, innig begeisterte Presse sein nüchternes Wort als gar zu kühl pedantisch getadelt hatte, schrieb er: „Einige Tagelöhner der Journale haben Anlaß genommen, über meine Stellung zur Schillerfeier sich mißbilligend auszulassen. Ich gönne ihnen die paar Groschen, die sie sich durch die paar Zeilen verdienen, wobei sie noch die Luft der Unfähigen, sich an den Befähigten zu reiben, mit in den Kauf haben. Ueber meine Gesinnung für Schiller kann kein Zweifel sein. Ich habe ihn durch die That geehrt, indem ich immer seinen Weg gegangen bin. Wenn ich nicht Schiller für einen großen Dichter hielte, müßte ich mich selbst für gar keinen halten.“

Aber nun wird diese Feier mit einem solchen Lärm und einem solchen Hallo vorbereitet, daß die Vermuthung entsteht, man wolle dabei noch Etwas Anderes feiern als Schiller, den ausgezeichneten Dichter und Schriftsteller: etwa das deutsche Bewußtsein, die deutsche Einheit, die Kraft und Machtstellung Deutschlands. Das sind schöne Dinge. Aber Derlei muß sich im Rath und auf dem Schlachtfelde zeigen. Nichts ist gefährlicher als der Glaube, Etwas zu haben, das man nicht hat, oder Etwas zu sein, das man nicht ist. Dieser Verdacht wird dadurch zur halben Gewißheit, daß die Literatoren sich an die Spitze der Bewegung gestellt haben. Diese haben nun durchaus kein Recht, Schillern als Dichter zu feiern. Wenn man ihre Aesthetiken, Litterargeschichten, Journalartikel und Kritiken liest, so sieht man, daß sie an die Poesie Anforderungen stellen, die gerade das Gegentheil von denen sind, die Schiller an sich selbst gestellt hat.“ Hebbel sah am siebenten November den Fackelzug und schrieb am nächsten Morgen in sein Tagebuch: „Sehr schön. Prachtvoll, wie die große Feuerfchlange an der Donau entlang die Bischofsgasse sich hinaufwand; alle Gewerke, namentlich Bäcker und Schmiede, vertreten, wie Wissenschaft und Kunst. Wann wird aber der Buß- und Betttag folgen, dafür, daß auch ein Zffland und ein Kozebue nicht bloß ihren Tag, sondern ihre Dezennien gehabt haben?“ Wie er den zehnten November feierte, lehrt uns die kurze, stolze Eintragung: „Schillers hundertjähriger Geburtstag. Ich habe eine Hauptszene am zweiten Theil der Nibelungen geschrieben, Siegfrieds Geburt behandelnd. Der letzte und tiefste Brunnen hat gesprungen.“ Drei Tage danach war das große Schillerbankett. Hebbel ging nicht hin; er „feierte mit unseren alten Freunden im häuslichen Kreise das Gedächtniß des Dichters, der auch auf mich in der Jugend gewirkt hat wie kein anderer.“ Jeder Gast erhielt von der Hausfrau, der Tragödin des Burgtheaters, ein Sträußchen, Beethovens schönste Sonate wurde gespielt, Emil Kuh sprach einen Toast und der Dichter selbst las den „Spazirgang“ — den er unter allen Gedichten Schillers am Meisten liebte — und trug dann bei Tisch „ein paar komische Verse“ vor. „Wir waren unter uns sehr vergnügt.“ Und der Frieße war kein Schillerverächter. Im weimarer Schillerhaus fühlte er sich „bis auf den Grund aufgewühlt“; das Demetrius-Fragment, das am Geburtstag im Burgtheater aufgeführt wurde, packte ihn „wie eine Seewoge“; und der Räuberdichter, zu dem der Jüngling verzückten Auges aufgeschaut hatte, blieb auch dem Alternden ein „heiliger Mann“. Doch der Nationalfeier lauschte er stumm; und als er gefragt ward, warum er nicht, wie einst zum Goethetag, den festlich gestimmten Volks-

sinn mit einer Poetengabe erfreut habe, rief er: „Weil ich Schillern doch nicht so hätte preisen können wie Goethe! Glauben Sie aber deshalb ja nicht, daß ich es an unserem Volk nicht hoch ehre, gerade Schiller zum Liebling erloren zu haben. Stellen sie sich die verwahrloste Nation vor, die dem Dichter der Klärchen, Ottilien und Philinen solche Entzückung entgegenbrachte wie dem Dichter der Glocke, des Spazierganges, des Wallenstein und des Tell! Denn dorthin, wo der wirklich große Goethe sitzt, der unvergleichliche Bildner der Klärchen und Ottilien, dringt das Auge der Masse nicht, kann es nicht bringen. Wir müssen uns also der begeistertsten Liebe freuen, womit das deutsche Volk Schillers fleckloses Gemüth und den ungeheuren Schwung, der ihn trägt, instinktiv zu würdigen versteht.“ Zwei Dichter, zwei Schillerverehrer: und Beide, die in den Mauern der selben Stadt durch Meilenferne von einander getrennt waren, horchten nicht in ungemischter Freude auf den Festlärm. Und doch war diese Feier würdig vorbereitet worden und an dem ernststen Willen, die Kraft der besten Männer dem schönen Zweck zu gewinnen, hatte es nirgends gefehlt. Wagner und Meyerbeer waren aufgefordert, Kantaten zu liefern; Liszt komponirte Dingelstedts Festgedicht und sein Künstlerchor leitete in vielen Städten die Feier ein; in Jena sprach Kuno Fischer, in Zürich Friedrich Vischer. In Wien selbst, wo Grillparzer und Palm — an Hebbel dachte Niemand — als Deutschlands größte Dramatiker am Schillertag mit dem Lorber gekrönt wurden und Heinrich Laube, der im Dunstkreis der Apostolischen Majestät gezähmte Demagoge, mit vorsichtigem Eifer die „gesetzliche, sittliche, germanische Freiheit, die Feindin kurzathmigen Aufruhrs“, pries, hießen die schlimmsten Tafelredner Schufelka und Schmerling. Die Künstler aber ärgerte das „Hallo“, die Achtundvierzigerphrase, der üble Athem patriotischer Trunkenbolde. Liszt schrieb an seine Karoline Wittgenstein, er lasse Musik und Text getrennt veröffentlichen: *de manière que Dingelstedt aura la satisfaction de dire ce que bon lui semble à l'Allemagne, sans que pour cela je me mette absolument de la partie.* Zwanzig Jahre vorher, als in Stuttgart Thormaldsens Schiller inhüllt worden war, hatte Mörike gesprochen. Jetzt schwiegen die Dichter; daß eines Dichters sauberer Name durch den zähen Straßenkoth des Parteikampfes gezerrt werden sollte, verstimmte sie. Grillparzer schickte der Feier das Epigramm nach: „Der Fackelzug mit Saus und Braus liegt meinem Wesen ferne; komm' ich je aus meiner Tonne heraus, ist's nur mit einer Laterne.“ Hebbels Epilog lautete: „Das Schillerfest hat Anlaß gegeben, Schiller für den nationalsten Dichter der Deutschen zu erklären. Er ist's aber nur in dem Sinn, daß er seine Nation ganz, wie sie sich selbst, ver-

leugnet und ihrem kosmopolitischen Zug, wie kein Zweiter, zum Ausdruck verhilft.“ Schiller als Vorwand für patriotische Werbegeschäfte: dieses Pländchen wollten die Artisten nicht unterstützen. Und die schlanken Wände des deutschen Parnasses dröhnten von lautem Gelächter, als bekannt ward, Franz Schufelka — ein schon in der Paulskirche gefürchteter Tribun, der lange vor Schönerer rief: Los von Rom! — habe seine Schillerrede mit dem Satz begonnen: „Die erhabenste Erhabenheit ist ein Volk in seiner Erhebung.“

Wir dürfen nicht lachen, dürfen mit Reid nur und Scham den Blick in die Lage keimender Kulturfaat zurückschweifen lassen und müssen schauernd erkennen, was der im Reich verarmte deutsche Geist gemächlich heute erträgt. Anno 1859, nach der Gründung des Nationalvereins, nach Solferino und Villafranca, in einer Zeit, wo an der Donau, am Rhein, an Elbe und Spree die Bourgeoise ungeduldig auf dem letzten Absatz der zur Höhe führenden Treppe stand, griffen die Politiker nach jeder Möglichkeit resonirender Rede; und viel falsche Pathetik schwang in dem Festkram mit. Immerhin: Leidenschaft rüttelte selbst die Massen, der Stamm sonnte sich in dem Schillerglanz seines schwäbischen Wipfels und die Besten wurden zum Wort gerufen. Jetzt regt sich kein Lüftchen; da wir den fröstelnden Leib aber gern am Hochgefühl erreichter Herrlichkeit rösten, feiern auch wir Nationalfeste; je mehr, je besser. Die Politiker haben mit Zolltarifhändeln zu thun und kümmern sich nicht um die „Feste des Geistes“. Feine Künstler schließen die Fenster und halten die Nase zu, wenn sie wie Weihrauch umwittert. Und die ins Frohnjoch gespannte Menge ahnt kaum, welchen Verdiensten denn nun wieder von Illuminirten gehuldigt wird. Auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten aber kribbelt und wibbelt. Geschäftsleute, in deren Seele die reine Flamme des Idealismus brennt, treten aus ihren Läden und schnuppern nach Konjunkturen. Ruzantzeise, Staatsrenten sogar bringen dem Besitzer manchmal bitteres Leid; das in Kirchenstiftungen, Brunnbrunnen, Schaubildern angelegte Kapital hat Jedem noch reichen Zins getragen. Der Vorwand zu einem Nationalfest ist leicht gefunden; und windet im Kerzenschein sich erst um die Säule der Kranz, dann fragt Niemand mehr, in welchen dunklen Gründen der Festplan wuchs.

Wieder droht uns solche Feier. Richard Wagner hat in Berlin noch kein Denkmal. Was liegt dran? Kant, der stärkste Beweger germanischen Geistes, hat auch keins; doch Hegel, der Staatsprestidigitateur, thront in eherner Hoheit hinterm Kastanienwäldchen. Goethe war seit achtundvierzig, Schiller seit sechsundsechzig Jahren tot, als ihnen in der Reichshauptstadt

Standbilder errichtet wurden. Haendel, Bach, Beethoven, Mozart sieht der Berliner noch heute nicht in Stein gemeißelt. Man sagt, daß sie trotzdem leben; und man braucht Mündigen nicht zu wiederholen, daß kein Standbild die Nachwirkung persönlicher Kraft zu mehren, zu verlängern vermag. Einerlei: Wagner soll sein Denkmal haben. Wichtig wäre dabei nur die Frage, wer es schaffen soll. Denn auf den Bildner, nicht auf den Darzustellenden kommt es an. Ein Knäblein Donatello's ist kostbarer Menschheitsbesitz als Bernini's Apollon; und ein von genialer Laune geformtes Spielzeug hat für Kunst und Kultur höheren Werth als Alles, was im berliner Thiergarten an Dichtern, Fürsten, Königen in Marmor und Bronze gesündigt ward. Wer also sollte den Wagner bilden? Ein Plebiszit aller guten Europäer hätte, da nur Deutsche zur Wahl stehen durften, geantwortet: Klinger; eine stattliche Minderheit hätte den feinen Portraitplastiker Adolf Hildebrand genannt. Wenn Klinger geführt wurde und sich zum Werk bereit erklärte, durften wir uns freuen, — schon weil wir dann der Schmach ledig waren, den größten deutschen Künstler, der uns lebt, in dieser Zeit der Marmormassenverhuzung bei allen offiziellen Aufträgen übergangen zu sehen. Das Geld? Die an Zahl und an Zahlungsfähigkeit große Gemeinde Wagners hätte es schnell aufgebracht; die Herren Richter, Mahler, Weingartner, Strauß, Mottl brauchten nur mit dem Zauberstäbchen zu winken. Das Geld war hier wirklich einmal Nebensache. Nur durfte man's nicht sagen; wo blieb sonst das Verdienst der Geschäftsidealisten? In solchem Fall ist das alte Trugmittel der Dialektik sehr zu empfehlen: man giebt für bewiesen, was gerade erst zu beweisen wäre. Die Hauptsache, sagt man, ist das Geld; furchtbar schwer, heutzutage Hunderttausende für ein Denkmal zusammenzuscharren; überhaupt nur möglich, wenn opferwillige Kapitalisten an die Spitze treten. Sie traten. Und staunend sollte Alld Deutschland nun erkennen, was opferwilligen Kapitalisten gelingen kann.

Daß sie den Ausschuß deutscher Nation (so nennt man's; ohne Ausschuß kein Nationaldenkmal) bilden mußten, war sonnenklar. Ein Schminkefabrikant, ein Hoftraiteur, ein Hofuhrmacher, ein Kanalisator, ein Militärlieferant setzten sich um den Vorstandstisch. Die Literatur mußte auch vertreten sein: ein adeliger Generalleutnant z. D., beliebter Tischgast im östlichen Westen, wurde geholt; Dichter der Werke: „Die liebe, schöne Lieutenantszeit“, „Auf Reitschule“, „Anker geschlippt“, „Mausfallmarie“. Nicht minder würdig war die Bildende Kunst vertreten. Als gar noch ein paar Namen gelobbert, ein bayrischer Prinz und ein preußischer Generalintendant (Komponist einer lächerlichen Oper) fürs „Ehrenfestpräsidium“ gewonnen

waren, konnte der Guß beginnen. Doch vorher war ja noch der Bildhauer zu wählen. Klinger? „Sie wissen, meine Herren, daß Seine Majestät diese Richtung ablehnt und namentlich den Professor Klinger . . .“ Hildebrand? „War für die Siegesallee empfohlen, bekam aber den Auftrag nicht, weil er nicht in Berlin wohne, also den Allerhöchsten Direktiven nicht rasch genug erreichbar sei.“ Ueberhaupt nichts, was mit Sezession und solchem Zeug zusammenhängt; wir brauchen die Hofbehörden, das Hofopernhaus, und wenn wir, als Vertreter des kernhaften Bürgerthumes in Stadt und Land, auch niedrige Schmeichelkunst meiden, so . . . Sonst aber: freie Konkurrenz; auf allen Gebieten menschlichen Schaffens immer das Sicherste. Weitere, engere, engste Konkurrenz. In der Jury hatte der opferwillige Kapitalist, wie sich ziemt, eine gewichtige Stimme. Im Wettlauf kam Herr Professor Eberlein als Erster ans Ziel. Ein winziger Sprechernini, über dessen von technischen Talenten bediente Tragantphantasie die Sachverständigen eines Urtheils sind und der für ein Wagner-Denkmal taugt wie Herr Fulda für eine Luther-Hymne. Allerhöchsten Direktiven aber ist er nicht unerreichbar. Im vorigen Herbst ließ der Ausschuß ins deutsche Flachland einen Zettel flattern, auf dem wir lasen: „War es doch der Kaiser selbst, der dem Entwurf Eberleins eine Hauptfigur, Wolfram von Eschenbach, neu hinzufügte und die Zeichnung hierzu eigenhändig entwarf!“ Dem Wolfram Wagners ist der Schnabel hold gewachsen; doch die Gestalt des galanten Heldenjägers hat der Dichter des Tannhäuser arg verzerrt. Thut nichts: Wolfram wird am Sockel des Denkmals stehen; neben Siegfried, Brännhilde, dem Venusritter und Parsifal. Wer den Entwurf gesehen hat, wird ihn sich gern in drei Speiseisforten ausgeführt denken; sehr süß und in der Büchse auch haltbar.

Hier stock' ich schon . . . Reiche Leute geben Geld für ein Denkmal, suchen den Bildhauer aus, der ihnen gefällt, und glauben, der Kunstwerth ihres Monumentes sei dadurch erhöht, daß der Kaiser eine Sockelfigur gezeichnet hat. Haben wir dreinzureden? Gewiß nicht, wenn die wackeren Männer uns mit ihrer Privatveranstaltung nicht belästigen. Aber sie reden öffentlich im Namen der deutschen Nation, nennen sich öffentlich die zum Werk der Wagnerfeier Berufenen, laden zwei Welten zu Gast und fahren Künstlern, die leisen Widerspruch wagen, mit barschem Progenwort über den Mund. Sie können uns, werden uns vor Europa blamiren, wenn wir nicht jede Gemeinschaft mit ihnen ablehnen. Und schließlich haben zu der süßen Thiergartentorte auch Leute gesteuert, die in diesem Ausschuß nicht das Werkzeug ihres Willens erkennen. Mit der Kunst hat die Sache nicht mehr viel

zu thun; denn daß Herr Eberlein, selbst wenn Wilhelm der Zweite ihm hilft, nie das Wagner-Denkmal, das der Deutsche zu wünschen hätte, schaffen kann, ist längst in allen Instanzen entschieden. Was übrig bleibt, ist eine Frage deutscher Kultur und nationaler Selbstachtung. Doch der Rede werth.

Die Enthüllung des Denkmals soll geräuschvoll gefeiert werden. Das ist des Landes so der Brauch. Der Ausschuß hat getagt und wieder getagt und nach reiflicher Erwägung alles Nothwendigen und Nützlichen beschlossen und verfügt: Galavorstellung im Opernhaus; musikwissenschaftlicher Kongreß; historisches Konzert im Reichstagsgebäude; Bankett im Wintergarten. Der Kapellmeister Hans Richter, Wagners Vertrauensmann, widersprach; nichts von Historie, rief er, nichts von Musikwissenschaft; darüber hätte der Meister gelacht; „die Feier muß einen volksthümlich erhabenen Charakter annehmen“. Professor Rhode, Wagners Schwiegersohn, brachte, statt des alten, gleich ein neues Programm. Zehn Festtage; Sebastian Bach und Hans Sachs, deutsche Klassik und Romantik, französische, englische, spanische, italiische, russische, dänische, holländische, schwedische Kunst (durch eigene Truppen vertreten), Vorträge bewährter Wagnerianer; das Ziel so ungefähr, den Meister als Welt herrscher über dem Kunstchaos aller Zeiten und Zonen in der Glorie zu zeigen. Auch wenn Marschner, Spontini und Meyerbeer, denen Wagner so Vieles abgelauscht hat, nicht vergessen werden wären, müßte schon die Vorstellung solcher bunten Barbarci Grauen erregen. Als das Christenthum Staatsreligion wurde, haben die Apostel des neuen Glaubens nicht so viel Lärm gemacht. Hebbels Name wird am Bayreuther Hof (wegen der Ribelungen) nicht gern gehört; den Mandatar von Bayreuth aber konnte der Saß warnen, den Hebbel sprach, als er Wagners „Oper und Drama“ gelesen hatte: „Der möchte Himmel und Erde stürmen, um den Ruhm des gewaltigsten aller Künstler zu pflücken. Wer aber in dem Monstrum, das alle Kunstvermögen in sich vereint, den Inbegriff des höchsten künstlerischen Individuums sich vorstellt, beweist schon durch diese Vorstellung allein, daß er von allen guten Geistern der Poesie und Musik verlassen ist.“ (Auch Grillparzer hat die Zukunftsmusik als „aller Künste Krone“ gehöhnt.) Ein Schütteln bedächtiger Köpfe empfing das Familienprogramm. Dann ergriffen noch zwei Magister Germaniens das Wort: der Theatermanager Angelo Neumann und unser Alfred Holzbock, der Kulturpsychologe des Lokalanzeigers. Beide wissen genau, wie Wagner „würdig zu ehren“ wäre. Ob der Ausschuß sich solchen Autoritäten nun beugen wird? Die vorher sprachen, hatten ihm nicht imponirt. Denen hatte er in einer „Erklärung“ geantwortet: „In dem Bewußtsein, bei der Aufstellung

des Festprogramms Alles berücksichtigt zu haben, was diese Feier zu einer der Bedeutung des verewigten Meisters würdigen gestalten soll, und geleitet von dem berechtigten Gefühl, daß Denjenigen, aus deren Initiative heraus das Denkmal geschaffen wurde, auch das Recht zustehen soll, die Form für dessen festliche Uebergabe an die deutsche Nation festzustellen, erklären wir: daß wir an unserem Programm, das sowohl Seiner Majestät dem Kaiser wie auch dem Kultusministerium vorlag, festhalten und uns nicht von Seiten Derer beeinflussen lassen wollen, die zu vergessen scheinen, daß nicht die ihnen mehr oder minder zusagende Gestaltung der Feier, sondern die Thatsache die Hauptsache ist: daß dem großen Meister der Töne Richard Wagner endlich ein würdiges Denkmal entstanden ist, daß an hervorragender Stelle dem Volk sein äußeres Bild noch unvergänglicher erhalten sein wird, wenn die bedauerlichen Auseinandersetzungen über die Formen der Enthüllungsfestung längst dem Vergessen anheimgefallen sind.“ Ein hübscher Satz, den Wustmanns Grammatik des Falschen und Häßlichen der deutschen Nation an hervorragender Stelle unvergänglicher erhalten möge. Jeder Feuilletonredakteur hätte die „Erklärung“ aufgenommen. Sie erschien als Rieseninserat in den Berliner Zeitungen. Was ist der Redakteur Einem, der die Möglichkeit hat, auf die Majestät des Verlegers zu wirken? Probatum est. Ganz ungelöst blieb die Ausschlußleistung nicht; doch selbst die Bosheit hatte ein Einsehen und gelobte, trotz manchen Bedenken die Adventzeit hinaus nicht durch schrille Misttöne zu stören. Und es gab Blätter, in denen kein Hauch zu spüren war.

Nur ein in Inseratensachen Erfahrener konnte diesen feinen Plan erfonnen haben. Und wir brauchen den glücklichen Finder nicht lange zu suchen. Unter der Erklärung steht: „L. Reichner, königlich preussischer Kommerzienrath, Präsident des Richard Wagner-Denkmal Komitees.“ Der versteht's. Ich schlage den Theateralmanach auf und lese: „Puder- und Schminken-Fabrik mit Dampfkessel- und elektrischem Betrieb von L. Reichner, Parfumeur-Chemiker, Lieferant der königlichen Theater in Berlin und Brüssel. Die Fabrik liefert unter Garantie der Unschädlichkeit sämtliche Theater- und Tages-Schminken, Puder und Parfumerien, deren überlegene Güte von Zeugnissen der hervorragendsten Künstler und Kunst-Korporationen Deutschlands und des Auslandes beglaubigt wird.“ Hierauf folgt die Liste der „Auszeichnungen“ und Würden; folgt weiter das Urtheil eines Theaterfriseurs; dann heißt es: „Glänzendere Anerkennung haben meine Waaren nie gefunden!! Glänzendere Anerkennung giebt es nicht!! Dieses Urtheil wiegt tausendmal schwerer und kann jeder Konsument mehr darauf geben

als auf Duzende von anderen Attesten, die wohl meistens aus Gefälligkeit u. s. w. abgegeben wurden!“ Dagegen ist süglich nichts einzuwenden. Der Parfumeur-Chemiker kann Reklame machen, mit der deutschen Sprache in holzbockiger Zwietracht leben, durch Spenden für evangelische, katholische, griechische Kirchen Orden und Würden erwerben, seine Diners und Soupers in der Presse von dem Oberpietsch und den Unterpietschen beschreiben, sich inmitten berühmter Ausschöflinge malen und ausstellen lassen und königlich preußischer Kommerzienrath werden; er kann ungefährdet seine Hausjournalisten nach der Fütterung beschenken und den von seinem Luzustrog nicht gelockten Schreibern Juwelierwaaren schicken. Handelt er dabei, statt des erhofften Dankes, Grobheiten ein: um so besser; die Wächter der res publica sind dann nicht erst genöthigt, solche wohlthätig bestechende Persönlichkeit von der Schwelle zu scheuchen. Im Namen der deutschen Nation und der Kunst aber darf er nicht reden. Das geht wirklich nicht. Denkmalsauschüssen sitzen fast immer unbeträchtliche Herren vor, Fürsten, Gasen mindestens. Die wissen dann, daß sie nur dekorativ wirken sollen, legen das soignirte Antlig in ehrbare Falten und halten sich still. Das geht. Der Parfumeur-Chemiker geht nicht. Erstens, weil jede Sache durch einen Namen lächerlich wird, den man unter zehnjehntausend eilen Zeitungsreklamen las. Zweitens, weil selbst „Zeugnisse der hervorragendsten Künstler und Kunstkorporationen“ nicht die Kunst würdiger Repräsentation, die würdige Repräsentation der Kunst verbürgen. Drittens . . . Doch wozu umständlich begründen, was durch öffentliches Handeln bewiesen ist? Herr Reichner meint es auf seine Art gewiß gut. Die Theaterleute — deren Genossenschaft den Zwischenhandel mit Schminke, Puder, Tricots und anderem Alltagsbedarf längst schon ausgeschaltet haben müßte — haben ihm viel Geld eingebracht, so viel, daß er nun den Maecenas spielen kann. Schön; nur, bitte: schmücke Dein Heim, nicht des Reiches Hauptstadt! Alles, Herr Kommerzienrath, will gelernt sein; auch die Kunst, zur rechten Zeit zu schweigen und zu verschwinden. Herr Reichner kanns nicht. Er ist gewöhnt, mit Bildersabrikanten und Reklamelieferanten wie mit abhängigen, verpflichteten Leuten umzugehen, und bedenkt nicht, daß seine gehorsame Kundschaft nicht das Monopol der Meinungsmache hat. Seine Ukase sind komisch, sein Unterfangen, auf bayreuther Boden mit Hans Richter die Klinge zu kreuzen, ist — wie sagt man? — tollkühn. Die Festrednerphrase hat er im Emporkommen gelernt, das Pathos der Distanz noch nicht; sonst hätte er seine Person sammt dem grauen Ehrenschitel weggeschminkt. Jetzt stöhnt er, weil er in „Prosa und Poesie“ (damit meint er die Wigblätter) schlecht behandelt werde. Wenn er sich

nicht der Sache opfert und bescheiden vom Schauplatz tritt, soll er noch stärkere Beschwörung hören. Sechzigtausend Mark, heißt's, habe er für das Denkmal gegeben; und die Bankette mit allem Drum und Dran werden auch ein hübsches Sümmchen gekostet haben. Aber das so angelegte Geld hat den Ruf der Firma L. Veichner weiter getragen, als hundert vier-spaltige Inserate vermocht hätten, ist also nicht weggeworfen. Und der Parfumeur-Chemiker hat ja den Wunsch bekannt, Alles zu thun, was er, „als erspriesslich für die festliche Gestaltung der Wagner-Feier hält“. Jetzt schlug ihm die Stunde zu erspriesslichem Thun.

Ein Nationalfest gäbe es auch dann nicht; und wir hätten noch Grund genug, uns vor den Männern von 1859 zu schämen. Ein banales Standbild, ein neuberlinisches Musikphilisterprogramm. Aber die ärgste Blamage bleibe erspart und die Fremden könnten nicht spotten, aus all dem Festlärm klinge nur ein echter Wagnerlaut ins Ohr, das Wigwort, das der sächsische Hexenmeister seinem Schwiegerpapa nachsprach: Mundus vult Scundus. Wagner lebt nicht, wie Schiller, als Persönlichkeit fort. Zwischen den beiden Bretterherrschern dehnt sich ein Abgrund. Schiller, sprach Hebbels Lippe, hat mit keiner Silbe je das persönliche Leid seines Lebens berührt; immer hat das Schicksal geslucht, immer hat Schiller gesegnet. Wagner war aus anderem Stoff; ihn hätte Goethes Totenklage nicht einen vollkommenen Mann genannt. Ob er ein gutes, ein schlechtes Denkmal hat: seine Dramen werden öfter gespielt als die irgend eines Andern; und jede Aufführung ist eine Wagnerfeier. Doch der Mann, der germanische Welten zu neuem — vielleicht nicht allzu langem — Leben erweckte, soll nicht zum Gespött werden. Er war nicht so hehr, nicht so übermenschlich groß, wie Schwärmer und Geschäftsinriver dem Erdkreis künden. Gerechtigkeit heischt aber, zu sagen, daß beinahe jeder Satz in seinen Werken gegen die Ungebähr protestirt, die ihm jetzt angethan werden soll, und daß er vor solcher Feier in den dunkelsten, unzugänglichsten Winkel von Wahnsfried geflohen wäre. Die Feier wird kommen. Wir brauchen nicht dabei zu sein. Wotans Abschied bleibt uns; uns bleiben die Meisterfinger und Tristan. Und wenn die Wunderweise tönt, verklingt das Hallo und weicht dem Empfinden, dem vor dem ersten Schiller-Denkmal Mörike die Worte gab:

Doch stille! Horch! Zu feierlichem Lauschen  
 Verstummt mit Eins der Festgesang:  
 Wir hörten Deines Ublersittigs Rauschen  
 Und Deines Vogens starken Klang!



## Der Generalstreik in Holland.\*)

**I**n Holland war der Generalstreik beendet, ehe er noch recht begonnen hatte. Nicht einmal eine wirksame Demonstration wurde möglich.“ So las ich in der „Zukunft“ vom achtzehnten April in dem Artikel „Niederländische Schule“. Der erste Satz ist vollkommen wahr und es wird die Leser Ihres Blattes gewiß interessieren, zu wissen, warum es so kam. Auch der zweite Satz ist korrekt, würde aber richtiger lauten: Eine wirksame Demonstration wurde durch das überraschende Ende unmöglich gemacht. Lassen wir die Thatfachen sprechen; dann wird die ganze Geschichte Ihnen begreiflich werden.

Ende Januar hatten wir in Amsterdam einen Streik der Hafenarbeiter. Aus Solidaritätgefühl, um ihren Kameraden zu helfen, legten auch die Eisenbahnarbeiter am letzten Januartag die Arbeit nieder. Dieser Streik war so überraschend gekommen, daß die Direktionen unserer beiden Eisenbahngesellschaften und die Regierung bald nachgeben mußten: der Streik wurde glänzend gewonnen. Der Schreck, den dieser Triumph der Bougeoisie bereitete, ist schwer zu beschreiben. Natürlich schrien die Leute, die alles Heil von Gesetzen erwarten, gleich: Wir müssen strenge Gesetze haben, um vor einem zweiten Streik dieser Art geschützt zu sein. Am lautesten schrie die Presse; nicht nur die clerikale, ministerielle, sondern auch die liberale Presse. Täglich wurde die Regierung geheßt, täglich ihr die Mitwirkung der Liberalen zu solcher Gesetzgebung angeboten. Die Arbeiter wurden übermüthig. Das war dumm, aber nach solchem Erfolg begreiflich. Der Vorstand des Eisenbahnarbeitervereins erließ ein drohendes Manifest, worin gesagt wurde: „Wenn die Herren ein solches Gesetz vorlegen, fangen wir einen Streik an, um zu verhindern, daß es zu Stande kommt. Wir zeigen unsere Macht, und wenn wir diezüge nicht fahren, können die Herren nicht einmal im Haag, wo die Gesetzfabrik steht, zusammenkommen.“ Das war eine große Dummheit. Erstens zeigte man dadurch eine gewisse Furcht vor einem solchen Gesetz, — und im Gesetz muß man nie Furcht zeigen. Zweitens regte es in der Regierung den Gedanken an, nicht nur ein solches Gesetz zu machen, sondern auch für die Verstärkung ihrer Stellung durch das Aufgebot der Militärmacht zu sorgen. Sie rief die Soldaten der Jahrgänge 1900 und 1901 zu den Waffen und fühlte sich nun stark genug, den Schlag zu pariren. Von solchen Drohungen gilt eben das Wort: Man thut's, aber man sagt es nicht.

Die Gesetzentwürfe erschienen nach kurzer Zeit. Sie waren so streng,

\*) Der Führer der Anarchisten und unabhängigen Sozialisten Hollands wünscht, hier ausgesprochenen Ansichten entgegenzutreten. Seine Darstellung der holländischen Krisis wird auch denen willkommen sein, die zu der Meinung neigen, die Sozialdemokratie habe die Machtverhältnisse nüchtern und richtig geschätzt.

daß sie selbst den Liberalen zu weit gingen. Allgemein war man entsetzt über den reaktionären Geist der Regierung, die in der Zweiten Kammer, aber nicht in der Ersten eine Mehrheit hat. Die Erste Kammer, hieß es, werde die Entwürfe verwerfen und dann habe man eine Ministerkrisis; die Regierung werde an den Entwürfen festhalten und beide Kammern auflösen — was unter den obwaltenden Umständen sehr gefährlich wäre — oder zurücktreten und dann folgte ihr ein liberales, etwas radikal angestrichenes Ministerium. Die Wahlen zur Zweiten Kammer hätten wahrscheinlich eine antiklerikale Mehrheit gebracht. Die Regierung that denn auch Wasser in ihren Wein. Ein zweiter Entwurf erschien, — und die Opposition der Liberalen war gebrochen. Die liberalen Blätter priesen die Regierung, die Gesetze galten nicht mehr als parteiisch und nun konnte man hoffen, sie in aller Hast noch vor Ostern durchzupeitschen.

Was würden die Arbeiter dagegen thun? Das war die große Frage.

Die Vorstände der Fachvereine versammelten sich und zogen auch Vertreter beider Richtungen der holländischen Arbeiterbewegung hinzu, der sozialdemokratischen Arbeiterpartei und der freien Sozialisten und Anarchisten. Wir haben immer die Einmischung der politischen Parteien abgewiesen, weil wir den Parteistreit nicht in die Fachvereine tragen wollten. Das sagte ich auch sofort. Aber die Mehrheit beschloß, die Politiker sollten bleiben. Ein Komitee von sieben Mitgliedern wurde ernannt. In diesem Abwehr-Komitee saßen: zwei von den Eisenbahnarbeitern, zwei von den Hafenarbeitern, ein vom nationalen Arbeiterssekretariat, ein von den Anarchisten delegirter Vertreter. In der ersten Versammlung wurde die folgende Resolution einstimmig angenommen: „Die Versammlung hat die Erklärung der Eisenbahn-, der Hafenarbeiter und sonstiger Fachvereine, daß sie zur Abwehr eines das Streikrecht bedrohenden Gesetzes die Arbeit niederlegen wollen, entgegengenommen und beschließt: ein Abwehrkomitee zu ernennen, dem die Aufgabe übertragen wird, die Freiheit der Arbeiter zu schützen, kräftig dafür zu agitiren und das gesammte Proletariat zu vereintem Kampf an der Seite der organisirten Arbeiter aufzurufen.“ Diese Resolution hatte Dr. Troelstra, ein Führer der Sozialdemokratie, beantragt. Diese Thatsache muß nachdrücklich betont werden. Die ganze Idee — erst Hafenarbeiter-, dann Generalstreik — kam aus dem sozialdemokratischen Lager. Darüber mußte jeder Kenner der Parteiverhältnisse staunen. Denn der Generalstreik ist eine anarchisistische Idee; und die Anarchisten werden von den Sozialdemokraten bekanntlich unpraktische Träumer, Utopisten und Narren gescholten. Und nun sollten die Sozialdemokraten sich zum Generalstreik befehlet haben? Ich war von Anfang an mißtrauisch und mit mir hielten Viele das ganze Gerede für Heuchelei.

Die Erklärung war leicht zu finden. Die Idee des Generalstreiks hatte im Januar gesiegt und diesen Sieg wollten die Sozialdemokraten für

ihren Parteizweck ausbeuten. Wenn man die jüdischen Diamantarbeiter und die Schullehrer ausnimmt, hat diese Partei hier nicht viel Anhang\*); sie ist Kleinbürgerlich und die Stimmen, die sie bei den Wahlen bekommt, stammen meist auch von Kleinbürgern. Die Arbeiter hatten nun die Wirksamkeit des Generalstreiks erkannt und neigten mehr zu dieser Idee. Und die Sozialdemokraten griffen, als Politiker, nach dieser Idee, um Seelen zu fangen. Der Roth gehorchend, nahmen sie einen Gedanken auf, den sie stets verabscheut hatten, — sie und ihre in Berlin sitzenden Oberen, deren Befehle sie, als gut disziplinierte Soldaten, immer gehorsam befolgten.

Wir Anarchisten haben eine lebhaftere Propaganda für den allgemeinen Streik entfaltet. Fünfundzigtausend Flugblätter sind hier in einem Jahr über dieses Thema verbreitet worden und diese Saat hat Frucht getragen. Jetzt sagen die Sozialdemokraten, sie hätten sich ins Schlepptau nehmen lassen; fehlt ihnen wirklich so alle Unabhängigkeit und Einsicht, daß sie sich ins Schlepptau nehmen lassen? Noch dümmere ist Troelstras Behauptung, Domela Nieuwenhuis wicke nur durch seine grauen Haare und seine Prophetengestalt. Das sei das ganze Geheimniß. Eine nette Partei, die sich durch solche Neußerlichkeiten bestechen ließe! Damit wären höchstens Kinder einzufangen.

Das Abwehr-Komitee hat gut gearbeitet. Wir haben an dem selben Tage in fünfzig Städten Protestversammlungen abgehalten und überall war der Saal überfüllt, die Stimmung vortrefflich und die Arbeiter zeigten, daß sie sich jedenfalls nicht ohne Mühen knabbeln lassen wollten. Sie erwarteten ein Signal des Komitees, um sofort die Arbeit niederzulegen. Ungeduldig fragten sie: Wann geht es nun endlich los? Und das Zögern des Komitees gefiel ihnen gar nicht.

Man kann sagen, daß der zweite Streik ein Fehler war, denn die Regierung hatte Zeit genug zur Rüstung gehabt und diese Zeit nicht verloren; aber was blieb den Arbeitern sonst übrig? Sollten sie sich ohne Gegenwehr abschlagen lassen? Lieber mit Ehren fallen als dem Kampf feig ausweichen.

Zunächst ging Alles noch gut. Sozialdemokraten und Anarchisten, die einander bisher bitter bekämpft hatten, sprachen mit und neben einander wie Brüder. Die Stunde der Entscheidung nahte. Auch in einer zweiten Versammlung war die Einheit der Kämpfenden gewahrt geblieben. Am nächsten Tag aber wurden die Arbeiter durch einen Artikel überrascht, den Troelstra in seinem Blatt „Das Volk“ veröffentlichte. Er, der in der Versammlung gegen das Festhalten an der früheren Resolution mit keinem Wort protestirt hatte, nannte das Ganze nun ein „anarchistisches Abenteuer“ und

\*) Die Sozialdemokratische Arbeiter-Partei wird hier spöttisch die Studentenschaft Dominees (holländischer Ausdruck für die protestantischen Geistlichen) und Advokaten-Partei (deshalb: S. D. A. P.) genannt.

that alles Mögliche, um die Arbeiter zu entmuthigen. Selbst seine Parteigenossen sagten, dieser Artikel sei ein taktischer Fehler gewesen. Ich sah darin den Versuch, den Arbeitern in den Rücken zu fallen. Freilich fügte Troelstra hinzu: Da die Arbeiter zu striken beschlossen, durften die Sozialdemokraten sie nicht allein lassen, sondern mußten sich solidarisch zeigen und den Strike mitmachen. Das hört sich gut an; kann man aber einer Sache, die man verwirft, vom ganzen Herzen und von ganzer Seele dienen? Nein. Die dritte Versammlung beschloß, den Strike zunächst für die Eisenbahn- und Hafenarbeiter und später eventuell den allgemeinen Strike zu proklamiren. Das Komitee sollte das Signal geben. Das Land wurde in Zonen eingetheilt und jedem Vertrauensmann ein bestimmter Standort angewiesen. Da wir uns auf die Post und den Telegraphen nicht verlassen konnten, wurde ein Automobil- und Radfahrerdienst organisiert; auch für Briestauben war gesorgt.

Die Nacht vom fünften auf den sechsten April brachte das Zeichen zum Beginn des Strike. Im Allgemeinen hatte man sich gehütet, vorzeitig zu reden. Am zweiten April hatte die Kammer die Diskussion der Gesetzesentwürfe begonnen; vor Sonntag waren sie nicht durchzubringen und selbst die Charwoche, die den strenggläubigen Protestanten (zu ihnen gehört der Ministerpräsident Kuyper) doch heilig sein sollte, wurde entweiht, um die Arbeiter schneller zu knebeln. In den Tagen, wo die vereinten Mächte des Staats und der Kirche einst den Sohn des galiläischen Zimmermannes als Volksverführer und Heizer zum Tode verurtheilt hatten, gingen nun christliche Männer darauf aus, die Arbeiterbewegung zu erwürgen. . . Der Strike der Eisenbahnarbeiter verlief anfangs nicht so gut, wie man gehofft hatte, wurde aber täglich besser. Natürlich war nicht der ganze Verkehr unterbrochen. Das war auch nicht zu erwarten, denn die Regierung hatte Zeit gehabt, ihre Vorkehrungen zu treffen. Wer aber den Verkehr gesehen hat, wird zugeben müssen, wie mangelhaft er war. Der Güterverkehr stockte ganz und die Personenzüge gingen schlecht. Die verschiedenen Stationengebäude waren als Kasernen eingerichtet und alle Wege wurden von Soldaten bewacht. Die Transportarbeiter arbeiteten nicht, weil die Arbeitgeber am Montag einen Lockout verkündet hatten. In diesem Gewerbe war der Strike also nicht erst nöthig.

Am neunten April begann der Generalstrike. Der Anfang war nicht schlecht. In der Nacht vor dem zehnten April aber wurde der Strike plötzlich aufgehoben. Als die Arbeiter Freitag erwachten, wurden sie durch die Nachricht erschreckt: Der Strike ist beendet. Man wollte es nicht glauben. Alle standen wie vom Blitz getroffen. Ich sah alte Männer mit grauen Haaren wie Kinder weinen. Niemand wußte eine Erklärung und die Stimmung der Arbeiter war so bitter, daß man überall flüstern hörte: „Verrath! Die Sozialdemokraten haben uns verrathen.“ Das war die öffentliche Meinung, die auch

in der Riesenversammlung im Paleis voor Volksvlyt zum Ausbruch kam. Man ließ die Sozialdemokraten nicht sprechen und einer von ihnen mußte sich unter militärischen Schutz stellen. Nie, nie in meinem Leben werde ich den traurigen Eindruck vergessen, den diese Versammlung auf mich machte. Alles war so gut gegangen; und nun dieses klägliche, ganz unbegreifliche Ende! Kein Wunder also, daß man Verrath witterte. Ein dichter Schleier bedeckt die entscheidenden Vorgänge; ich will versuchen, ihn zu lüften.

Donnerstag früh wird der Streik proklamirt und in der folgenden Nacht wieder aufgehoben. Was ist in der Zwischenzeit geschehen? Die Gesetzeswürfe sind mittags angenommen worden. Und nach dieser Annahme war die Bewegung zwecklos. So war das Urtheil der Sozialdemokraten. War es aber nicht unverantwortlich, den Generalstreik für einen Tag zu proklamiren? Hatte man das Recht, so mit den Arbeitern, die Alles wagten, zu spielen? Wenn sie diese Absicht gefaßt hätten: kein Einziger hätte die Arbeit niedergelegt. Man sagt: die schlechten Nachrichten, die in der Nacht, namentlich aus Utrecht, dem Hauptpunkt der Eisenbahnen, kamen, zwangen zu dem Beschluß. Diese schlechten Nachrichten waren nach meiner Ueberzeugung aber von den Sozialdemokraten absichtlich lancirt worden. Daß die Gesetzeswürfe in ihrer zweiten Fassung angenommen werden würden, wußte Jeder von uns; Keiner war naiv genug, daran zu zweifeln. Diese Annahme durfte also nicht auf den einmal gefaßten Beschluß einwirken. Wir hatten in der letzten Versammlung ja lang und breit die Frage diskutiert, ob wir den Streik nicht überhaupt erst nach der Annahme der Gesetzeswürfe beginnen sollten. Wenn die Sozialdemokraten entschlossen waren, ihn unmittelbar nach dem Kammervotum enden zu lassen: warum haben sie von dieser Absicht dann nie, niemals eine Sterbenssilbe gesagt? Wie hätte man darüber geurtheilt, wenn im Transvaalkrieg der eine der beiden gegen England verbündeten Staaten plötzlich gesagt hätte: Wir gehen nicht weiter, unser Ziel ist erreicht? Auch die anderen, von ihren Bundesgenossen im Stich gelassenen Varen wären dann in Verwirrung gerathen, eine Panik wäre entstanden und das tapfere Heer wahrscheinlich nicht mehr zum Stehen zu bringen gewesen. Genau so wars bei uns. Plötzlich, zu unserer größten Ueberraschung, sagten unsere Bundesgenossen: Weiter gehen wir nicht; für uns ist die Sache aus. Wenn ich solche Haltung nicht Verrath nennen soll, weiß ich nicht, was das Wort Verrath eigentlich bedeutet.

Eine in unseren Blättern erzählte Anekdote beleuchtet den Sachverhalt sehr hübsch und klar. In einer Laube sitzt ein feiner Quäker in aller Gemüthsruhe mit einem Dienstmädchen, das der fromme Mann mühsam endlich dazu gebracht hat, seinen Wünschen willfährig zu sein. Da, als er sich am Ziel seiner Sehnsucht sieht, drängt sich ein Hund zwischen die Schächernden, das

Mädchen springt erschreckt auf und läuft davon, — der günstige Moment ist veräuimt. Natürlich ist der Quäker wüthend; da er nun, nach seiner religiösen Ueberzeugung, weder Mensch noch Thier töten darf und den Hund doch bestrafen sehen möchte, schreit er laut: Ein toller Hund! Ein toller Hund! Nach ein paar Sekunden schon kracht ein Schuß, der Hund liegt tot am Boden und der fromme Mann spricht, mit heuchlerischem Augenaufschlag: Dieser Rötter wird mich nicht mehr stören!

Fabula docet.

Die holländischen Sozialdemokraten sahen in zärtlichem Getändel mit den Bourgeoisparteien in der Parlamentslaube. Schon plante man eine Koalition zwischen Liberalen, Demokraten und Sozialdemokraten, um das Ministerium Ruyster zu Fall zu bringen. Plötzlich, am letzten Januartag, kam der Strife — der große Hund — und erschreckt floh die Bourgeoisie aus der Laube. Troelstra sah seine Hoffnungen vereitelt. Er hatte so innig gehofft, Minister zu werden. Dieser gemeine Störenfried, dieser elende Hund! Der trug an Allem die Schuld und mußte dafür büßen. Und was that nun Dr. Troelstra?

Er schrie so laut wie möglich in seinem Blatt: Das Ganze ist ein anarchisistisches Abenteuer! Dieser schlaue Politiker schämte sich nicht, nachdem ihm der Flirt mit den Bürgerparteien unmöglich gemacht war, die Aktion der Arbeiter, die seine Pläne durchkreuzt hatten, zu hemmen und mit Hilfe der Regierung das „anarchisistische Abenteuer“ zum Scheitern zu bringen.

Das ist des Pabels Kern. Die sozialdemokratische Partei hat zunächst das „anarchisistische Abenteuer“ mitgemacht, gegen ihre Ueberzeugung, aus Furcht, sonst allen Einfluß auf die Arbeiter zu verlieren. Viele — nicht Alle; denn unter ihnen sind tüchtige Männer, die ihre ganze Kraft in den Dienst der Bewegung stellten — wünschten von Anfang an, der Strife möge mißlingen; dann konnten sie zu den Arbeitern sagen: „Da seht Ihr nun, wie werthlos die gewerkschaftliche Aktion ist! Kommt also zu uns, zur politischen Partei, und gebt den Kandidaten der Sozialdemokratie bei den Wahlen Eure Stimme.“ Im londoner Labour Leader hat ein Renegat unserer Partei schon offen die Fachvereine aufgefordert, sich der politischen Organisation anzuschließen, und gesagt, wenn dieses Ziel erreicht werde, sei es mit all dem Elend, all den Opfern, die der Strife gekostet hat, nicht zu theuer bezahlt.

Die holländischen Arbeiter sind nicht vom Feind geschlagen, sondern von den eigenen Führern auf ihrem Wege zurückgehalten und zur Umkehr gezwungen worden. Nach einer Niederlage — gegen die Uebermacht hilft der größte Heldenmuth nicht — könnten sie sich sagen: Wir waren noch zu schwach, wir müssen uns stärken und werden dann unsere Sache besser machen. Jetzt aber wissen sie nicht einmal, ob sie unter normalen Verhältnissen geschlagen worden wären; sie haben gar nicht erst zu zeigen vermocht, was sie

zu leisten im Stande sind. Und deshalb war der Satz ganz richtig, den der Herausgeber der „Zukunft“ schrieb: „In Holland war der Generalstreik beendet, ehe er noch recht begonnen hatte.“

Ein Eisenbahningenieur sagte, wenn der Streik nur noch wenige Tage gedauert hätte, wäre die allgemeine Verwirrung bis zu völliger Rathlosigkeit gestiegen. Das klang glaublich; noch nach vierzehn Tagen war ja der Eisenbahndienst nicht wieder in alter Ordnung geregelt. Ein paar Unglücksfälle: und der ganze Verkehr stand von selbst still. Nur vierundzwanzig Stunden länger brauchte die Arbeit zu ruhen: und man hatte in Amsterdam keinen Tropfen Petroleum mehr und, bei eingeschränktem Gebrauch, höchstens für anderthalb Tage noch Gas. Der Kohlenvorrath schrumpfte zusammen und von außen kam keine Zufuhr. Der Straßenschmutz häufte sich bereits so, daß Amsterdam einem großen Misthaufen glich; im Handelsblad wurde gerathen, den Schriecht zu verbrennen oder in die Erde zu graben, um Seuchen zu verhüten. Am Charfreitag wäre vermuthlich keine einzige Zeitung erschienen und der Osterverkehr wäre gänzlich gelähmt worden. Vor all diesen Thatfachen hätten Regierung und Bourgeoisie rathlos gestanden. Ganz natürlich war's also, daß man in Rotterdam die Nachricht vom Ende des Ausstandes für erfunden hielt, sie in einem Manifest für eine grobe Lüge erklärte und feierlich verkündete: Der Streik dauert fort! Lüge waren aber die schlechten Streikberichte gewesen; sie gingen von den Leuten aus, die das Ende des Streiks wünschten, zum Theil aus dem schon angeführten parteipolitischen Grund, zum Theil, weil sie fürchteten, nach Annahme der Geseze werde man sofort den Belagerungszustand proklamiren und alle an der Leitung des Widerstandes Betheiligten, Komiteemitglieder, Volkszeitungsredakteure, Agitatoren, ins Gefängniß werfen. Und vor dem Gefängniß hat Mancher Angst.

In der „Zukunft“ wurde gesagt: „Jetzt hat das Proletariat eine Niederlage erlebt, von der es sich nicht leicht erholen wird.“ Das halte ich nicht für richtig. Erstens habe ich gezeigt, daß es keine Niederlage war, und zweitens glaube ich, daß die Erholung schnell kommen wird. Das Proletariat ist zäh. In Frankreich meinte 1871 die Regierung von Thiers und Konsorten, dem Proletariat einen Adlerlaß beigebracht zu haben, von dem es sich nicht leicht erholen würde. Und schon zehn Jahre später war die Regierung gezwungen, die verbannten Communards aus Neukaledonien zurückzuholen, und sie wurden mit Jubel in Paris empfangen. Ich bin kein Prophet, glaube aber, nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß keine zehn Jahre bis zum nächsten Generalstreik vergehen werden, der dann einen besseren Ausgang haben wird. Jede Niederlage stärkt nur die Widerstandskraft des Proletariates; wie sollte es bei uns anders sein, wo wir nicht der Uebermacht des Feindes, sondern der Treulosigkeit der eigenen Bundesgenossen erliegen

sind? Ein großer Vortheil für unsere Sache ist schon, daß die Propaganda jetzt ins Heer und in die Marine getragen worden ist; nach dieser Richtung haben sich uns allerlei ermutigende Symptome gezeigt. Besonders scheinen die Matrosen vom „Gift des Sozialismus“ angesteckt worden zu sein. Als eines Tages der kleine Dampfer des Arbeiterbundes durch den Hafen fuhr, wo mehrere Kriegsschiffe lagen, schwenkten die Matrosen, trotzdem neben ihnen in den Booten Offiziere saßen, die Mägen und riefen: „Hoch der Arbeiterbund!“ Sie haben allerdings schon ein eigenes Fachblatt, den „Anker“, und ihr Fachverein hat viele Mitglieder. Ich habe selbst in einer Versammlung gesprochen, wo nach mir ein Matrose in voller Uniform als Redner auftrat; natürlich wurde er am nächsten Tage bestraft und „wegen völliger Dienstuntauglichkeit“ aus der Marine gestoßen. Noch zehn oder zwölf Matrosen wurden wegen ähnlicher Vergehen entlassen. Alle waren sehr froh, auf diese Weise um die langen und schweren Dienstjahre zu kommen, die sie noch vor sich hatten. Auch im Landheer gab es nicht wenige Strafen. Oft sangen die Soldaten auf dem Marsch nach der Kaserne sozialistische Lieder. Die Regierung hatte auch nicht allzu viel Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Armee; und wir wissen, daß sehr viele Soldaten im entscheidenden Augenblick entweder gar nicht geschossen oder mit Absicht zu hoch gezielt hätten. In vielen Fällen wurde sogar an offene Verweigerung des Flintendienstes gedacht. Wer Gelegenheit hatte, die wahre Stimmung der Truppen kennen zu lernen, mußte staunen über den hohen Grad der Unzufriedenheit und über die Sympathien, die er gerade im Heer für die Sache der Arbeiter fand.

Wenn hier gesagt wurde: „In Belgien ist, trotzdem noch immer der zehnte Theil der männlichen Bevölkerung in der Landwirtschaft arbeitet, die Sozialdemokratie stark, sie hat in Anseels und Vandervelde erprobte Führer und ist — man braucht nur an den genter ‚Booruit‘ zu erinnern — in der gewerkschaftlichen Leistung unerreicht“, so meine ich, daß die belgische Bewegung überschätzt und die holländische unterschätzt wird. In Belgien ist die Kooperationsgenossenschaft stärker, aber der Sozialismus schwächer. Uebrigens wird bei uns unendlich mehr gelesen und die Bewegung hat einen ernsteren Charakter. Ich würde die holländische Bewegung nicht für die belgische austauschen. Die gewerkschaftliche Leistung ist auch in Holland nicht so schwach, wie man glaubt. Das Abwehrkomitee sprach im Namen von etwa hunderttausend Arbeitern; da wir achthunderttausend Arbeiter haben, ist also ungefähr der achte Theil organisiert. In England schätzt man die Zahl der organisierten Arbeiter auf ein Zehntel und England wird immer das Land der besten Arbeiterorganisation genannt. Und auch in Deutschland, auf das die Sozialdemokraten doch so stolz sind, ist die Verhältnisziffer ungünstiger als bei uns.

Auch unsere Fachvereine können sich sehen lassen. Wir haben gelesen,

daß in Bremen die Arbeiter des Norddeutschen Lloyd sich ohne Protest zum Austritt aus der Organisation zwingen ließen. Das wäre bei uns unmöglich gewesen; der stärkste Protest oder ein Streik hätte den Unternehmern die deutliche Antwort gegeben. Ich mache mir gewiß keine Illusionen; wir müssen noch viel stärker, unsere Organisation muß viel fester werden; im Ganzen aber können wir mit dem bisher Erreichten zufrieden sein. Auch jetzt, nach der verlorenen Schlacht. Die Verhältnisse lagen zu ungünstig. Die Regierung hatte Zeit zur Vorbereitung gehabt und sie eifrig benutzt. Fast die ganze Presse war uns feindlich und half mit ihren Lügen der Bourgeoisie. Die ganze Geistlichkeit, ohne Unterschied der Konfession, unterstützte unsere Gegner; ich habe von katholischen Priestern gehört, die den Frauen den ehelichen Verkehr mit ihren strifenden Männern verboten. Die besten Polytechniker, die *Wetenschappelijke Vereniging* voten der Regierung ihre Dienste an. Christliche und andere ordnungsparteiliche Vereine machten gegen die Arbeiterbewegung mobil. Alles zog gemeinsam an einem Strang. Ist nicht gerade dadurch bewiesen, wie hoch man die Macht der Fachvereine schon heute einschätzt? Wenn sie bedeutungslos wären, hätten nicht alle bourgeoisen Mächte sich gegen sie verbündet. Und der Ministerpräsident hat ja selbst im Parlament gesagt: „Wer die Gefahr für beseitigt hält, irrt sehr; sie ist mindestens eben so groß, vielleicht noch größer als im Januar. Die Kassen sind gefüllt, die Organisationen verbessert. Ein neuer, sorgsamer vorbereiteter Streik wird geplant und die Regierung weiß, daß die Behauptung, die Gefahr sei vorüber, leichtfertig erfunden ist.“ Dieses Zeugniß aus feindlichem Mund ist sehr werthvoll.

Unbegreiflich ist übrigens, daß die Sozialdemokraten den Kampf gegen die neuen Gesetze überhaupt erst begonnen haben. Sie mußten der Regierung eigentlich dankbar sein; denn sie spielte ihre Karte. Diese Gesetze sollen die wirtschaftliche Bewegung lähmen. Und was bleibt dann? Die politische Bewegung. Das Ministerium Kuyper treibt die Arbeiter der Sozialdemokratie zu und der Ministerpräsident mußte von Rechts wegen zum Ehrenmitglied der Partei ernannt werden. Wir aber lassen uns unsere gute Waffe nicht nehmen. Nach und nach wird jeder Arbeiter einsehen lernen, daß der Generalstreik ihm unendlich mehr nützen kann als alles Stimmen im Wahllokal und alles Schwagen im Parlament. Den Blechfädel des Parlamentarismus fürchtet Niemand mehr; Himmel und Hölle aber hat man aufgeboten, um uns die bedrohliche Waffe aus der Hand zu winden. Auf die Sozialdemokraten blicken die Machthaber nur deshalb aus scheurem Auge, weil sie, die bisher das Monopol für Ämter und Posten hatten, die herandrängenden Konkurrenten fürchten, weil neue Jäger in ihrem alten Jagdrevier birschen wollen. Das ist kein Prinzipienstreit, sondern der Kampf um die volle Schüssel. Wirklich verhasst sind nur wir; und beiden Schüsselparteien gleich-

mäßig. Wir lassen sie wüthen, lassen die Sozialdemokraten schimpfen wie die Fischweiber und lachen nur, wenn Troelstra, der in seiner Zeitung seinen eigenen Parlamentsreden dreist widersprochen hat\*), sagt, das ganze Geheimniß der Macht, die Domela Nieuwenhuis über die Gemüther hat, sei durch sein graues Haar und seinen Prophetenbart zu erklären. Solchen Unsinn, der nur die Arbeitermassen beleidigt, braucht man nicht erst zu widerlegen.

Jetzt wird Rache geübt, vom Staat und von der Gemeinde; Rache bis ins vierte Glied. Ueberall sind die Arbeiter, die als Agitatoren verdächtigt waren, auf die Straße geworfen worden. Keine Rücksicht auf hungernde Weiber und Kinder: Das ist die Losung. Wir müßens ertragen. Wir denken an die Rede Kuhpers, worin gesagt wurde: „Nur auf das Gewissen darf eine Regierung sich stützen; ohne diese Stütze muß sie in Säbel und Bajonette ihre Kraft suchen und die Geschichte lehrt, daß diese Kraft nur so lange wirkt, bis der Andere einen noch schärferen Säbel hat: dann ist's mit der Autorität aus. Mit solchen Mitteln bändigt man Thiere und Wilde; aber sie taugen nicht für uns, die berufen sind, ein hochkultivirtes, im Licht des Evangeliums gereiftes Volk zu regiren.“ Und der Mann, der so sprach, hat nun zu Säbel und Bajonette gegriffen, sich um das Gewissen nicht im Geringsten gekümmert und mit den Methoden eines Thierbändigers einen „Sieg“ erstritten.

Wie lange er sich dieses Sieges freuen wird? Niemand kanns mit Bestimmtheit sagen. Aber eine andere Rede fällt mir ein. In einer unserer Versammlungen sagte ein Arbeiter: „Man hat mich gefragt, was wir nun thun sollen. Arbeiter: ich rathe, ein großes Grab zu graben, alle Führer hinein zu legen, Sand drauf zu werfen, ein Kreuz auf dem Hügel zu errichten und darauf die Worte zu setzen: Hier ruhen die Führer. Arbeiter: lernt auf eigenen Füßen stehen!“ Sie werden es lernen. Das Proletariat ist zum Bewußtsein seiner Kraft gekommen und wird sich nicht mehr in Fesseln schlagen lassen. Der historische Kampf zwischen Freiheit und Autorität geht weiter. Alle haben wir gegen uns, die Sozialdemokraten so gut wie die Katholiken. Jetzt wissen wirs wenigstens und werden uns nicht mehr von falschen Freunden, die gefährlicher als offene Feinde sind, aufs Eis führen lassen.

Amsterdam.

J. Domela Nieuwenhuis.

\*) „Das nothwendige Wachsthum der Gewerkschaftsorganisation wird durch diese Geseze gehemmt, die auch in der neuen Form eine große Gefahr für die Fachvereine sind.“ (Kammersitzung vom siebenten April.) „Auch unter diesen Gesezen kann die gewerkschaftliche Organisation wachsen, die nicht durch die Geseze, sondern durch den Strike einen empfindlichen Schlag erlitten hat.“ („Das Volk“, Nr. 929.)



## Divisektion.

An Professor X. Y. Z.

Hochgeehrter Herr Professor!

**D**arf ich Ihnen — so ganz en passant — mein Dienstmädchen vorstellen? Sie heißt Toba und so weiter, ist Ahtzehn oder Neunzehn, trägt eine Haube und nascht nicht. Sie kocht, wäscht und bessert aus, scheuert die Treppen, hat, glaube ich, einen Schap, aber er kommt nie an die Hausthür; sie kann einen Rüssel vertragen, verschläft selten die Zeit und hält sich von anderen Dienstmädchen fern. Sie horcht nicht allzu oft an den Thüren, kommt ziemlich schnell von ihren Einkäufen zurück, schält die Kartoffeln, wie sich gehört (nicht zu dick), ist sparsam mit dem Brennmaterial und freundlich zu meinen Bläubigern. Sie ist nicht schön und nicht häßlich, anständig und ehrbar, häuslich und für die Wirtschaft besorgt. Sie singt, unterstützt ihre Mutter, schnarcht nicht beim Schlafen — was mein Puch um so mehr zu thun pflegt —, schnüffelt mit beschreibener Vorsicht in meinen Papieren herum, ist gutherzig, kennt die billigen und die theuren Geschäfte, weiß den Unterschied zwischen einem Bäckling mit Roggen und einem mit Milch, kennt den selben Unterschied auch beim Hering, hat sechs Geschwister, hält die Lampen tadellos in Ordnung (es ist verdammt unbequem, wenn die Cylinder jeden zweiten Tag springen), — kurz, ein Treffer, hochverehrter Herr Professor.

Plötzlich aber zeigte sich vor einiger Zeit an ihr eine akute Unordentlichkeit. Sie schmutzte meinen Väuser mit kothigen Stiefeln ein, meine Cylinder plakten, meine Kartoffeln kamen roh auf den Tisch. Sie hatte Zahnschmerzen. Ich überzeugte mich von dem Loch im Zahn, stellte sie vor mich hin, rückte die Lampe unmittelbar in die Nähe, behandelte die Zahnhöhle mit Jodtinktur — ich benutze dazu stets einen gemischt sauberen Federhalter —, dann mit Branntwein und endlich mit Aether. Da es aber sehr schwer ist, im Dunkeln zu reagieren, da ein Mund eo ipso dunkel ist wie eine Grotte und der Schmerz nicht allein bestehen blieb, sondern, all meinen Bemühungen zum Troz, immer schlimmer wurde, glaubte ich, sie zu einem Zahnarzt schicken zu sollen. Der Zahnarzt schien — wenn der Mann nicht illoyale Finanzwünsche hatte, was sich ohne schriftliche Beweise nicht ohne Weiteres annehmen läßt — meine Meinung in Bezug auf die Dunkelheit einer Rundhöhle zu theilen und schickte sie in eine Poliklinik.

An dieser Stelle meines Schreibens muß ich Ihnen, hochverehrter Herr Professor, erklären, warum ich Sie mit der unerbetenen Vorstellung meines Dienstmädchens Toba belästige.

Toba begab sich in die Klinik, in das schöne, humane Institut, wo kein Unwissender ihren Zahn mit gemischt sauberen Federhaltern, mit Jodtinktur, Branntwein und Aether behandeln wird. Toba hatte Glück. Es waren nicht viele Studenten da.

Der „Lehrer“ sei mit Bierem dagewesen, erzählte sie, und . . . Aber ich will sie selbst weiter erzählen lassen: „Ich verging vor Zahnschmerzen, gnädiger Herr (Das bin ich); ich hätte laut aufschreien können vor Schmerz. Ach, gnädiger Herr, Sie wissen nicht, was Zahnschmerzen sind! Das ist wirklich ein ganz

gräulicher Schmerz. Na, und da kam zuerst der eine Student und fühlte mit einer Zange oder so etwas Wehlichem an meinem Zahn herum; und als er fertig war, kam der zweite und sah sich den Zahn auch mal an — und weh hat Der mir gethan, sage ich Ihnen! — und dann der dritte, der vierte. Alle mußten in das Loch hineinfühlen und probiren, wie tief es sei; gerade, als ob ich kein Gefühl hätte. Denken Sie sich doch nur, wenn man vergeht vor Schmerzen und sie Einen viermal auf den Nerv drücken! . . . Dann kam der Lehrer und sagte zu dem einen Studenten: Ziehen Sie ihn nur aus. Rein, Herr Lehrer, sagte ich: von einem Studenten lasse ich mir ihn nicht ausziehen. Aber was soll man machen? Wenn sie Einen umsonst behandeln, hat man eben nichts dreinzureden. Ich mußte mich hinsetzen und dann setzte der Student die Zange an meinen Zahn und zog wie ein Wahnsinniger; aber der Zahn kam nicht. Sehen Sie sich bloß meine Lippe mal an: so hat er sie kaput gemacht. Es war entsetzlich. Ich also zu schreien angefangen. Da sagte der Lehrer: Wenn Sie so schreien, können wir Sie hier nicht brauchen. Jetzt verhalten Sie sich mal ruhig . . . Nun sollte der zweite Student es versuchen. Das war son Schwarzer. Der setzte die Zange, gerade so wie der erste, unter meinem Zahn an. Das that zum Verrücktwerden weh und plötzlich — Knack! —: da hatte er wahrhaftig die Krone abgebrochen. Ich natürlich furchtbar geweint; aber was hilft's? Wenn man krank ist, muß Einem doch geholfen werden. Dann sollte der dritte Student versuchen. Und Der mußte mit der Zange dran herum, bis er ein kleines Stückchen zu fassen kriegte; und dann — Knack! —: es ging nicht. Ich will fort, ich will fort, schrie ich, aber sie hielten mich fest; zu Bierem hielten sie mich fest, gnädiger Herr. Der Eine an meinen Händen, der Andere an meinen Füßen; und da hatte der vierte Student auch schon die eine Wurzel zu packen. Wie 'ne Verrückte habe ich geschrien. Vier Studenten an meinem Mund und noch immer die eine Wurzel nicht heraus! Da that der Lehrer es endlich selbst, um es Ihnen zu zeigen. Alle zusammen sahen mir in den Mund. Ich hätte sie am Liebsten gebissen. Na, der Lehrer, der versteht's. Im Nu hatte er die andere Wurzel heraus. Man fühlte nichts davon, so rasch ging's. Und dann war die Sache fertig. Aber zum Ausspülen habe ich nichts bekommen. Das würde schon von selbst besser werden, meinten sie; aber ich kann auch jetzt vor Schmerzen fast noch nicht sprechen. Schließlich bin ich aber noch gut davon gekommen, denn meine Mutter hatte auch mal einen hohlen Zahn, mußte ihn sich auch ziehen lassen, auch in der Poliklinik und da hat der Student so gezogen, daß ihr ganzer Kiefer schief sah und sie Wochen lang Schmerzen am Kiefer hatte. Als Sie mich mit dem schwarzen Zeug eingerieben haben, gnädiger Herr, haben Sie mir lange nicht so wehgethan . . .“

Zweifellos, hochverehrter Herr Professor, ist der Schluß von Tobias wenig fesselnder Geschichte äußerst schmeichelhaft für mein Wissen und meine Geschicklichkeit. Ich könnte hier auch schon schließen, hätte ich nicht neulich mit ungetheilter Anerkennung das Vorwort gelesen, das Sie zu der Brochure „Der niederländische Verein zur Bekämpfung der Divisektion“ geschrieben haben. Sie haben darin Dinge gesagt, denen ich rückhaltlos beipflichte und die ich so vollkommen wahr finde, daß ich einzelne Bemerkungen daraus hier citiren muß.

„ . . . Daß man im Angesicht dieser schönen und großen Erwartungen

in einem durch den Wissensburcht entstandenen Uebereifer, und während der Geist im wahrsten Sinn des Wortes von wissenschaftlicher Begeisterung erfüllt war, verabsäumte, sich genaue Rechenschaft von Thaten abzulegen, die in das Dasein anderer Lebewesen eingreifen, Wesen, die sich zu dieser so überaus peinlichen Bearbeitung niemals angeboten hätten: wer wird Das den Bivisektoren allzu übel deuten? Doch konnte die Stimme der Humanität nicht lautlos verhallen und in der Gelehrtenwelt selbst, mehr aber noch in den anderen Kreisen mußte alsbald die Zahl Derer zunehmen, die zu fühlen anfangen, daß hier ein Mißbrauch der Macht vorliegt und daß der ungestrafte Triumph des Rechts des Stärkeren in moralischer Hinsicht unweigerlich die größten Uebel zeitigen muß. Es ist nun einmal in der moralischen Welt nicht möglich, daß Thaten verübt werden, die in Bezug auf reines moralisches Empfinden die Stichprobe nicht bestehen können, ohne daß sich Dies durch eine gewisse Abstumpfung des Gemüthes rächt. Andere Zeiten, andere Sitten. Ein immer mehr anwachsender Strom von denkenden und fühlenden Menschen sieht jetzt Wahrheiten kühn ins Auge, die ehemals nur Wenige erkannten und empfanden, und dieser Strom wird immer mehr anschwellen und in ihm und durch ihn wird das scheinbar gute Recht der Bivisektion untergehen, allen noch widerstrebenden Biologen zum Trost.“

Ich glaube, hochverehrter Herr Professor, daß solche schönen Worte, solche durch klaren Stil ausgezeichneten Auseinandersetzungen einen großen Theil der Menschheit von den Schandthaten der Bivisektion überzeugen werden; es ist ja wirklich furchtbar, zu sehen und zu hören, welcher Thierquälereien manche Menschen sich schuldig machen. Wenn ich überhaupt zu solchen Extravaganzen neige, würde ich dem wiener Professor Hyrtl, dessen Gutachten in die Brochure aufgenommen ist, um den Hals fallen. Ich möchte auch ihn citiren: „Zur Ausbildung praktischer Aerzte — und diese bildet doch zweifellos den Hauptzweck aller medizinischer Studien — wäre es von größtem Nutzen, wenn die Physiologie der Schule sich mehr mit dem Menschen als mit Fröschen, Kaninchen und Hunden beschäftigte und wenn sie stets im Auge behielte, was der Arzt absolut wissen muß. Was sie an dem lebendigen Thier sehen, können die Bivisektoren eben so gut an dem toeben getödteten sehen. Es müßte gesetzlich verboten werden, daß der gaffenden Menge in den Schulen öffentlich über Gräuelpredigten berichtet wird, deren Resultate so oft negativ ausfallen.“

Diese wissenschaftlichen Erklärungen erfreuen den besten Theil meines Ich. Die Sonne leuchtet hell in unsere herrlichen Tage hinein. Die Lüfte werden violett, purpuroth. Die Brochuren werden in Körben herbeigezapelt, Brochuren, bei deren Lecture Einem das Herz klopfet, das ganze Gefühl in Aufruhr geräth und deren weisen Lehren der Kopf sinnend nachdenkt.

Laßt uns kämpfen für die mißhandelten Frösche, für die gefolterten Kaninchen, für die gequälten Hunde! Laßt uns hellen Geistes die Hölle des zwanzigsten Jahrhunderts genießen! Laßt uns . . . Aber es ist schon spät, meine Gedanken verwirren sich, ich verliere den Faden. So geht's Einem manchmal: man fängt beim Kopf an und inzwischen rutscht Einem der Schwanz unter den Händen weg . . . Darf ich Ihnen — bevor ich mich ganz verire — noch die Grüße von Coda (mit den Zahnschmerzen) bestellen?

In Eile und ein Bischen Witt

## Ralph Waldo Emerson.

Am fünfundzwanzigsten Mai sind hundert Jahre vergangen, seit Emerson auf die Welt kam. Die Amerikaner lassen den Tag nicht vorübergehen, ohne sich ins Gedächtniß zu rufen, was sie Emerson verdanken. Die Emerson Society begeht, mit der schlichten Würde und Sachlichkeit, die den amerikanischen Intellektuellen eigenthümlich ist, das Fest ihres Philosophen. Die Institute, die seine ersten Vorlesungen hören durften, geben, indem sie ihn feiern, einen Ueberblick über das letzte Jahrhundert ihrer Entwicklung: die Harvard-Universität in Cambridge, die Phi-Beta-Kappa-Gesellschaft, die Colleges in Dartmouth, Waterville. England kann nicht stumm bleiben. Die geistige Zusammengehörigkeit der zwei großen Völker, der die Freundschaft zwischen Emerson und Carlyle den schönsten Ausdruck gab, wird einen Tag lang noch stärker als sonst den freisten Geistern beider Reiche fühlbar. Solche Gedenktage wiegen in der wirklichen Geschichte der Völker schwerer als Monarchenbegegnungen und Schlachtenfeiern. Da besinnen sich die Besten, an welchem Punkte der Reise man steht, welches die letzte Tagesleistung war und was die Aufgabe des nächsten Morgens sein wird. Es ist wie ein abendliches Ausruhen, ein herzliches Wiedersehen und Grüßen, eine wunderliche Mischung von Friedenssehnsucht und Kampflust, wenn man ein schönes und mühevolltes Tagewerk hinter sich und ein schöneres und mühevolleres vor sich weiß.

Die nordamerikanische Literatur scheint dem flüchtig Hinsiehenden nur ein Anhang zur englischen zu sein; lange ist sie auch in den Literaturgeschichten so dargestellt worden. Longfellow ist der klassische Dichter, Irving der klassische Prosailter dieser europäisirten Schicht. Aber in Beiden bricht schon das Neue, Amerikanische durch. Longfellows *Evangeline* antizipiert eine ganz moderne Landschaftsauffassung, Irvings Skizzen unterscheiden sich an einigen Stellen nur durch den latinisirenden Stil und die sinnliche Pracht des Klanges von manchen Essays Emersons. Vor Allem aber kündet sich bei Irving und Longfellow schon der Grundzug des nordamerikanischen Geisteslebens an: die Dinge der Welt als Eins zu fassen, mit scharfen Sinnen und hellem Kopf led vor die Probleme hinzutreten, nicht eine künstliche Zweitheilung zu respectiren, die die eine Hälfte der Welt für moralisch und poetisch, die andere aber für unmoralisch und unpoetisch erklärt. Das Historische zieht diese jugendlichen Repräsentanten einer beginnenden Kultur höchstens als Kuriosität an: sie machen ihre obligate Reise nach Europa, lassen europäische Kultur auf sich wirken, um in ihr Vaterland heimzukehren und wieder so amerikanisch wie möglich zu leben und zu denken. Drei Männer repräsentiren diese Seite amerikanischer Geistesentwicklung: Thoreau, der Naturbeobachter und Tagebuchschreiber; Whitman, der alle Fesseln der Form ungestüm sprengende Oden-

dichter; Emerson, der Philosoph. Von ihnen ist Emerson der Bedeutendste; in ihm ist Thoreau und Whitman, feinstes Naturgefühl und dithyrambisches Dahinrauschen der Begeisterung.

Es giebt zu denken, daß auch Emerson, wie sein europäischer Geistesverwandter Nietzsche, ein Theologenabkömmling war; seine Vorfahren waren durch acht Generationen puritanische Geistliche gewesen. Solche Söhne einer Academic Race, in denen die Kräfte und Anlagen von Geschlechtern gestaut und gespart worden sind, haben oft Explosionstoff in sich; sie hatten gleich bei ihrer Geburt vor anderen Individuen einen nie wieder einzuholenden Vorsprung voraus. Man denke an den vollkommenen Gegensatztypus, das katholische Priesterthum, das sich nicht legitim fortpflanzen kann: die feinste persönliche Kultur, die zarteste Sittlichkeit, die reifste Milde, zu der sich schließlich das Individuum hinaufgebildet hat, geht hier unwiederbringlich verloren, weil sie nicht vererbt werden darf; der Stand als solcher muß immer wieder von vorn, ab agricola, anfangen. Einzelne Biographen Emersons, besonders Holmes, haben versucht, in den Predigern und college graduates seiner Ahnenreihe seine entscheidenden Züge nachzuweisen. Man kann dies Bestreben für eben so interessant wie müßig erklären: nicht die Summanden gehen uns an, sondern die Summe; nicht die Faktoren, sondern das Produkt, das geniale Individuum, das mit einem Male aus der Reihe seiner Brüder tritt und über Familie und Rasse sich empor schwingt. Allerdings hätten die Gegner Recht, zu erwidern: Dennoch haben wir, die wir, wie beim Kennspiel und beim Trachydend, auch, beim Hymn, einen, pubescens, psaltingra aufstellen möchten, allen Grund dazu; denn das Entscheidende war eben jene stille, geheimnißvolle Arbeit von Generationen, der, gegenüber das geniale Individuum im besten Fall ein Experiment darstellt, das in wenigen Fällen glückt, in manchen mißrät und auf das man nie gar zu viel geben soll. Emerson selbst sagt einmal, mit Anspielung auf dieses Problem: What care we who sang this or that? It is we at last who sing.

Als Emerson zehn Jahre alt war, wurde gerade in England das Gesetz aufgehoben, das die Leugner der Trinität mit dem Tode bedrohte; es ist nützlich, sich solcher Daten zu erinnern, wenn man Protestanten über römische Intoleranz klagen hört. Für Emerson ist es von Anfang an wichtig, daß er Unitarier war; nur hieraus erklärt sich der gleichmäßige Verlauf seiner äußeren wie seiner inneren Ergebnisse; wir brauchen ihn uns nur als europäischen Theologen vorzustellen: ohne ganz andere Kämpfe und Krämpfe wäre es nicht abgegangen; vielleicht wäre sein Leben, wahrscheinlich wären seine Werke noch bedeutender geworden, wenn er im fortwährenden Gegensatz zu seinen Angehörigen und Landsleuten sich hätte entwickelt, durchsetzen und behaupten müssen. So wurde er ein Autor ohne merkliche Entwicklung;

er scheint sich nur an Gesinnungsgenossen zu wenden; mit Sanftmuth sagt er Alles, lächelnd begegnet er abweichenden Meinungen, als seien sie bloße Mißverständnisse, gelassen spricht er seine Kühnheiten aus, als ob sie Gemeinplätze wären; er beweist nichts, er hastet nicht, er vertheidigt sich nicht. I do not know what arguments are in reference to any expression of a thought, sagt er einmal.

Sein Lebenslauf ist in wenigen Jahreszahlen erzählt. 1832 hielt er seine letzte Predigt, weil er den Abendmahlsritus nicht mitmachen wollte; er legte sein Amt für immer nieder. Im nächsten Jahr reiste er nach Europa; Goethe und Scott, die er gern gesehen hätte, waren tot; er lernte Coleridge, Wordsworth, Landor, De Quincy kennen; er besuchte Carlyle, als der Heroenfächer deprimirt in Traigenputtod saß, und erschien ihm wie eine himmlische Vision des Trostes. 1847 und 1872 reiste er ein zweites und drittes Mal nach Europa. 1872 sah ihn Herman Grimm in Florenz: „Eine hohe, schmale Gestalt, mit dem unschuldigen Lächeln um den Mund, das Kindern und Männern höchsten Ranges eigen ist. Die höchste Kultur erhebt den Menschen über das Nationale und macht ihn ganz einfach. Liebenswürdigkeit scheint ein zu einseitiges Wort, um all Das zu bezeichnen, was in Emerson davon umfaßt wird.“ Am siebenundzwanzigsten April 1882 starb er in Concord, Massachusetts, wo er fast sein ganzes Leben verbracht hatte. Während der letzten Jahre hatte sein Gedächtniß recht nachgelassen; im Uebrigen lebte er heiter und gütig im Kreise der Seinen, freundlich für jeden Besucher, wenn auch schweigsam, durch seine bloße Existenz ein gewisses Gefühl des Glückes über die intellektuellen Kreise seines Landes verbreitend.\*)

„Natur“ ist der Hymnus überschrieben, in dem Goethe 1782 die Summe seiner Religion zog und der neulich hier abgedruckt worden ist. *Nature* ist das Wort, mit dem Emerson 1836 die Reihe seiner Schriften anfängt und das wie ein mächtiger Grundbaß fortan seinen Worten Feierlichkeit und Eindringlichkeit verleiht. „Unser Zeitalter ist rückwärtschauend. Es baut die Gräber der Vorväter. Es schreibt Biographien, Historien, Kritik. Die vorangegangenen Geschlechter sahen Gott und Natur von Angesicht zu Angesicht; wir sehen durch ihre Augen. Warum sollten nicht auch wir uns einer

\*) Auch die Hauptdaten seiner Bücher sind rasch erwähnt: 1836 erschien *Nature*, 1841 und 44 *Essays I und II*, 1850 *Representative Men*, 1856 *English Traits*, 1860 *Conduct of Life*, 1870 *Society and Solitude*, 1874 *Letters and Social Aims*. *Nature* brauchte dreizehn Jahre, bis die 500 Exemplare der ersten Auflage verkauft waren. *Conduct of Life* war nach zwei Tagen vergriffen. Deutsches sind Emersons Werke in einer Menge englischer und amerikanischer Ausgaben verbreitet. Die besten deutschen Uebersetzungen (von Karl Federn und Thora Weigand) sind in Wendels Sammlung erschienen und für ein paar Groschen zu haben; sie scheinen langsam, aber stetig zu wirken.

ursprünglichen Beziehung zum All erstreuen? Die Sonne scheint auch heute. Neue Länder sind da, neue Menschen, neue Gedanken.“ Neue Gedanken sind es auch, die Emerson seinen erstaunten Lesern vorträgt. Neu wenigstens für Amerika. „Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, tragt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt“, heißt es in Goethes Fragment; bei Emerson: Neither does the wisest man extort her secret, and lose his curiosity by finding out all her perfection. Sicher ist Emersons Essay von Goethe stark beeinflusst. Als Ganzes ist die Schrift nicht einheitlich. Der Autor hat seine eigene Weise zwar gefunden, aber er getraut sich noch nicht, sie ganz rücksichtslos zu singen. Für den Schluß, der immer mehr zum mythischen Hymnus wird, wagt er die ausschließliche Verantwortung noch nicht zu übernehmen. Er singt, ein befreundeter Dichter habe ihm Das mitgetheilt. In der That war Emerson eben so sehr Dichter wie Denker, trotz seinem bescheidenen Wort: I do not belong to the poets, but only to a low department of literature, the reporters.

Nature war anonym erschienen, doch der Verfasser wurde sofort errathen. Der gleichsam trunkene Stil schreckte die Weisten ab; aber feinere Geister sahen hinter dieser Trunkenheit eine ganz neue Art von Weltfrömmigkeit, eine sonderbar sanfte Heiterkeit, die mit unschuldigen Augen um sich blickte, weltliebend, weltsegnend, ohne Anklage, ohne Dästerkeit, ohne Verleumdung des Weltlaufes und der Natur. Carlyle las die dünne Schrift mit Begeisterung und ließ sie allen seinen Freunden, die er für reif genug dazu hielt. Noch mehr wurde die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf Emerson gelenkt durch seine Harvard-Vorlesung The American Scholar. „Diese großartige Rede ist unsere Unabhängigkeitserklärung auf geistigem Gebiet“, sagte einer der Hörer von ihr. Wir wollen ganz wir selbst sein — Das ist ungefähr der Gedankengang —: lange genug haben wir von fremden Ländern Wissen geborgt. Um uns rauscht es von millionenfachem Leben. Wir können nicht länger uns mit den Brocken fremder Tische speisen lassen. Der Mensch ist nicht Farmer oder Professor oder Ingenieur; er ist Alles. Der Mensch ist Priester und Lernender, Staatsmann, Produzent, Soldat. Oder vielmehr: er sollte Das Alles zusammen sein. Leider sehen wir nur Theilmenschen, Menschenthum-Spezialitäten, zerstückelte Glieder dieses Idealmenschen. Der Mensch ist zu einem Ding geworden, zu vielen Dingen. Wenn wir aber diese unglücksfällige Theilung annehmen und trachten, ihr die beste Seite abzugewinnen, so ist der Lernende der Mensch als Denker, als Denkwesen. Aber auch er ist in Gefahr, zur Denkmaschine, zum Papageien der Gedanken Anderer zu werden.

Noch stärker drückt Emerson seine Meinung in der Divinity School Address aus. Schwerlich ist jemals in diesem Ton zu angehenden Theologen

von einem Extheologen geredet worden. Die Vorlesung beginnt ganz gelassen: „In diesem strahlenden Sommer war es eine Wollust, den Arthem des Lebens einzusaugen. Das Gras wächst, die Knospe springt, die Wiesen sind mit Feuer und Gold in Blumenfarben besprengt. Die Luft ist erfüllt vom Gesänge der Vögel und süß vom Dufte der Pinien, des Balsams von Sikkad und des frischen Heus. Die Nacht bringt dem Herzen kein Däster mit ihrem willkommenen Schatten. Durch das flüssige Dunkel giehn die Sterne  
*Der Mensch, unter dem Himmel, erschaffen, wie ein junges Kind und sein gewaltiger Erdball wie ein Spielzeug. Noch nie hat sich das Mysterium der Natur vor unseren Augen so glücklich entfaltet.*“ Unmerklich leitet Emerson zu seinem Thema über. Nur als Vision des ethischen Gefühls hat die Religion Werth. Nicht nur in Palästina, auch in Egypten, Persien, Indien, China hat der Mensch diese wahre Religion erkannt. Aber der Mensch kann die Religion nicht aus zweiter Hand, sondern nur aus Intuition annehmen; nicht auf das Wort eines Anderen hin, sei er, wer er mag. „Das historische Christenthum ist in den Irrthum verfallen, der alle Versuche, eine Religion auszubreiten, verdirbt. Es ist keine Lehre vom Geist mehr, sondern nichts als eine Uebertreibung des Persönlichen, des Positiven, des Rituellen. Es haßte immer und haßt noch heute mit schädlicher Uebertreibung an der Person Jesu. Unser historisches Christenthum ist nichts als eine orientalische Monarchie, aufgebaut aus Indolenz und Furcht. Wenn wir die schimpflichen Behauptungen, die unser Unterricht im Katechismus uns aufzwingt, acceptiren, so werden Selbstverleugnung und Ehrlichkeit nur glänzende Sünden, sobald sie nicht den christlichen Namen tragen; nicht nur Namen und Stellen, nicht nur das Land und alle Berufsarten, sondern selbst die Sittlichkeit und Wahrheit sind abgeschlossen und christlich monopolisirt. Man ist dahin gekommen, von der Offenbarung als von Etwas, das vor langer, langer Zeit geschehen sei, zu sprechen, als ob Gott tot wäre. . . Ich glaube, kein Mensch, der nicht ganz gedankenlos ist, kann in eine unserer Kirchen gehen, ohne zu fühlen, daß aller Einfluß, den der öffentliche Gottesdienst einst auf die Seelen hatte, dahin ist oder dahin schwindet. Und nun, meine Brüder, werdet Ihr fragen: Was können wir in diesen Kleinmüthigen Tagen thun? Wir haben die Kirche dem Geist entgegengesetzt. Nun denn: im Geiste liegt die Erlösung. Wo ein Mann auftritt, bringt er eine Revolution mit sich. Das Alte ist für Sklaven. So ermahne ich Euch vor allem Anderen, allein zu gehen, alle guten Vorbilder zu verschmähen, die selbst, die den Menschen noch so geheiligt erscheinen, und Gott ohne Mittler, ohne Schleier zu verehren.“

Man begreift, daß diese Ansprache einen kleinen Sturm in theologischen Zeit- und Streitschriften heraufbeschwor. Emerson hatte sich durch seine

lähne Rede zum Häretiker befördert. Für uns Europäer liegt die Unfaßbarkeit mehr darin, daß angehende Prediger einen ehemaligen Prediger, der ostentativ sein Amt niedergelegt hatte, einladen konnten, sie über ihren Beruf zu belehren, als darin, daß der Sproß von acht Theologengeschlechtern diese Ansprache hielt. Jenes setzt eine Freiheit des Geistes voraus, die dem zahmen Europäer unverständlich ist. Dieses ist weniger verwunderlich. *Nourri dans le séraïl, j'en connais les détours*, konnte Emerson mit Bezug auf seine theologischen Studien sagen. Man darf sich nicht wundern, daß gerade ehemalige Theologen oft radikale Kritiker werden: sie haben die Theologie erlebt und an ihr tief gelitten.

Für Emerson hatte die theologische Vorlesung nur erfreuliche Folgen: alle kleinen Fanatiker schmähten ihn, sein Name wurde in Concord, Boston, New-York viel genannt, von der Rede wurden über tausend Exemplare abgesetzt, die Jugend blickte fortan hoffend auf ihn. Durch die etwas radikale Theologie seiner Rede hatte er sich selbst den größten Dienst erwiesen: er war als Theologe unmöglich; so blieb ihm das Schicksal Sören Kierkegaards erspart, als Dissident innerhalb des kirchlichen Systems sich langsam zu verbluten. Die Theologie bedeutete für ihn nur noch eine überwundene Entwicklungsstufe, wie für Nietzsche die klassische Philologie und die Kunst Wagners. Er hatte Alles abgestreift, was ihn hinderte, er selbst zu werden. Mit neuer Zuversicht spricht er jetzt und in neuen Tönen: „Aus dem ewigen Schweigen sind wir geboren; nun wollen wir leben — für uns leben —, nicht das Leichentuch der Vergangenheit nachschleppend, sondern als Verkünder und Schöpfer unseres Zeitalters. Und weder Griechenland noch Rom, weder die drei Einheiten des Aristoteles noch die Heiligen Drei Könige von Köln, weder die Sorbonne noch die Edinburgh Reviews haben uns was dreinzureden. Nun wir einmal da sind, wollen wir unsere eigene Auffassung haben und unseren eigenen Maßstab. Mag sich unterwerfen, wer will: für mich müssen die Dinge mein Maß annehmen, nicht ich das ihre.“ Es war die Vorlesung über literarische Ethik, in der Emerson so energisch, als Einer, der beschloffen hatte, jung zu bleiben, zur Jugend des Landes sprach.

Die Wendung in seiner Thätigkeit trat durch die Veröffentlichung des ersten Bandes seiner Essays ein. Bis dahin war er ein gern gehörter Lecturer für einen kleinen Kreis und ein leidlich bekannter Lokalschriftsteller gewesen. Von den Essays an sprach er zu Allen, die überhaupt Englisch verstanden. Sein Stil war ruhiger und sorgfältiger, seine Ideen waren freier geworden. Diese zwölf Essays, denen nach drei Jahren noch neun andere folgten, stehen im Centrum seines Lebenswerkes. Die erste Serie behandelte Geschichte, Selbständigkeit, Ausgleichung, geistige Befehle, Liebe, Freundschaft, Klugheit, Heldenthum, Ueberseele, Kreise, Intellekt, Kunst. Die zweite brachte

den Dichter, Erfahrung, Persönlichkeit (Charakter), Manieren, Gesenke, Natur (nicht mit dem Erstlingswerk zu verwechseln), Politif, Nominalift und Realift, Neu-England-Reformer. Die Titel zeigen, daß es ſich nur um einzelne Auffäge, nicht um ein disponirtes und komponirtes Buch handelt. Jrgend ein möglichft abſtraktos Thema reizte Emerson zur Anknüpfung; dann ließ er feinen Gedanken freien Lauf, unbekümmert, ob ſie ſo ganz zur Sache gehörten. Die fehlende Diſpoſition iſt der Grundmangel. Man könnte mit einiger Uebertreibung ſagen, Emerson habe überhaupt nicht Eſſays, ſondern nur einen einzigen Eſſay geſchrieben; Titel und Eintheilungen der Kapitel ſeien willkürlich. Er hatte eigentlich nicht viele, auch nicht einmal ſehr neue Ideen; eine gewiſſe Monotonie macht ſich ſelbſt in ſeinen beſten Aufſätzen fühlbar; man kann nicht anhaltend in ihnen leſen, ohne zu ermüden. Er verſchmäh't, einem logiſchen Gedankengang gleichmäßig zu folgen. Die Verbindung zwiſchen ſeinen Sätzen iſt oft nur äußerlich; unvermittelt beginnt er von etwas ganz Anderem. Es iſt lehrreich, die Struktur ſeiner Bücher mit derjenigen der Werke Nieſchtes zu vergleichen: man ſieht ſofort, wer eigentlich von den Zweien der Aphoriſtiker iſt. Ich habe den Verſuch gemacht, Freunden die Eſſays Emersons durcheinander vorzuleſen, bald ein paar Sätze aus *History*, bald aus *Over-Soul*, bald fogar aus *Conduct of Life* und *Society and Solitude*, Werken, von denen das erſte um zwanzig, das zweite um dreißig Jahre ſpäter geſchrieben iſt als die Eſſays: der Verſuch gelang faſt immer; oft ergaben ſich ganz überraschende Kombinationen. Man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß ein geſchickter und philoſophiſch gebildeter Mann mit Leichtigkeit aus den zwölf Bänden der großen Ausgabe zwölf beſſere machen könnte: das Zusammengehörige zuſammen, das oft Geſagte nur in einer, und zwar der ſchärſten, eindringlichſten Form. Dies gilt fogar von den *Representative Men*.

Doeh die loſe und unbekümmerte Gedankenverbindung giebt den Eſſays auch wieder den ſtarken Reiz. Sie regen zum Selbſtdenken an: Das iſt ihr höchſter Werth. Sie geben Jedem Etwas; der eigenthümliche und fortwährende Wechſel ſehr praktiſcher und ſehr idealer Geſichtspunkte berührt nicht unangenehm, der energiſche Ton der einen, die ſtimmungsvolle Myſtik der anderen läßt, je nach Laune und Art des Leſers, zur Zuſtimmung ein. Was für einen europäiſchen Leſer das Erfreulichſte iſt: nichts im ſchlechten Sinn Europäiſches lebt in dieſen Schriften. Die Luft iſt reiner; man glaubt, den guten, herzſtärkenden Salzwasserathem einzuzaugen; der Horizont iſt freier; man ſpürt ſufficient elbow-room; die Worte haben nicht ſo viel kompromittirende Vergangenheit, ſondern kommen uns wie friſche Kinder entgegen; man vergißt die Jahrtausende des unerquidlichen Prozeſſes, den einige Ideologen immer noch hartnäckig Kulturgeſchichte nennen: man hat

das Gefühl, keine Vergangenheit, sondern nur eine unendliche Gegenwart zu haben. Man wird glücklich und froh.

„Ich mache Alles ungewiß. Nichts ist für mich heilig, nichts profan. Ich stelle einfach Versuche an, ein endloser Sucher mit keiner Vergangenheit hinter mir.“ Emerson stand zeitlich dem Beginnen der nordamerikanischen Geschichte nah genug, um sich zu dem übermüthigen Gefühl eines Adam aufschwüngen zu können, der mit selig staunenden Augen auf all den Morgenglanz ringsum blickt und zu Erde und Welle, Blüthe und Gras, Vogel und Wurm sich neigt, um den Wesen Namen zu geben. Im vergangenen Jahr ist in Deutschland viel von sogenannter Voraussetzungslosigkeit die Rede gewesen. In einem anderen, sehr viel tieferen und wichtigeren Sinn ist dieses das eigentliche Problem Emersons. Der Philosoph, dessen erster Essay *History* überschrieben ist, hat wie wenige Andere die Macht des Historischen empfunden. Wir sind zu konservativ. Vielleicht ist die Erfindung der Buchdruckerkunst wesentlich mitschuldig daran, daß die Entwicklung der Ideen viel zu langsam geht, daß mit manchem Trödel gar nicht aufzuräumen ist. Dokumente und Ueberreste werden mit ängstlicher Sorge bewahrt, mit uner müdlichem Eifer erforscht, in Beziehung zu einander gesetzt; jeder Zoll der Vergangenheit wird nachgeprüft; man will um jeden Preis eine lückenlose Kette des Geschehens nachweisen. Wir machen uns das Leben schwer. Eine kaum zu tragende Last von Vergangenheit ruht auf unseren schwächeren Schultern. Nichts, was einmal da war, wird preisgegeben. Unser toter Besitz wird immer größer, immer höher thürmen sich die Kataloge und Register auf: wir ersticken vor Retrospektivität und Reproduktivität. Wohl kamen von Gott erleuchtete Wohlthäter, wie jener ehrwürdige Kalif Omar, der die Alexandrinische Bibliothek verbrannt haben soll, aber solch weiser Männer gab es leider viel zu wenige. Wenn wir uns die Entwicklung der Hellenen vorstellen, kommen wir zu der nothwendigen Hypothese, daß dieses Volk sich in einem langen, langen Prozeß gebildet hat, daß eine ungeheure plastische Kraft dazu gehörte, so viel Fremdes auszuscheiden oder umzubilden, bis zuletzt eine Art Kultureinheit da war. Wie glücklich sind wir, daß wir von diesem ganzen Umbildungsprozeß fast gar nichts wissen! Daß wir nur das schöne Ende sehen! Wir Spätgeborenen bilden keine Mythen mehr. Uns ist es nicht mehr möglich, Das, was uns lästig ist, ins Schöne umzudeuten. Wir sind negativ und kritisch geworden. Das war unsere Nothwehr. Wir sind eher geneigt, abzulehnen und umzustürzen, als umzubilden. Die Fragen scheinen sich immer mehr auf die eine zu reduzieren: Wie können wir das Leben aushalten? Friedrich Nietzsche hat in seinem nachgelassenen Hauptwerk einem gänzlichen und entschlossenen Agnostizismus das Wort geredet, einer triumphirenden Unterwerfung unter die Bedingungen der Wirklichkeit, einem unbedingten Ja-

Sagen zu Erde und Leben. Fritz Mauthner hat in seiner „Kritik der Sprache“ einen so radikalen Skeptizismus entwickelt, daß der ganze erkenntnistheoretische Boden zu schwanken scheint. Schon vor einem halben Jahrhundert hat Emerson als Alpha und Omega verkündet: Glaube ans Heute! Kümmere Dich nur ums Heute! Laß die Toten ihre Toten begraben! Sei ein endloser Versucher mit keiner Vergangenheit hinter Dir!

Gleich Nietzsche erkannte auch Emerson nur einen Werth der Geschichte an: daß wir darin die Biographien großer Männer finden. Aus dieser Gesinnung heraus entstanden die *Representative Men*, die von Manchen als sein Hauptwerk angesehen werden. Ich vermag diese Meinung nicht zu theilen. Von den sechs Essays scheinen mir drei mißrathen. Der Aufsatz über Shakespeare wird dem Dichter nicht gerecht, noch weniger der über Goethe; auch Napoleon scheint mir nicht gelungen. Wenn Emerson sich inkommensurabeln Naturerscheinungen, wie diesen Dreien, gegenüberstellt, kommt der ehemalige Prediger in ihm zum Vorschein; er erlaubt sich, zu moralisiren. Der Aufsatz über Swedenborg ist ein interessanter Versuch, noch einmal die Ideenkreise der *Divinity School Address* durchzudenken; der Schluß ist eine ruhige, aber entschiedene Ablehnung: „Palästina wird immer werthvoller als Kapitel der Weltgeschichte, immer unnäher als Erziehungselement.“ Swedenborg ist „ein rachsüchtiger Theologe; die Engel, die er schildert, sind lauter Landgeistliche; ihr Himmel ist ein evangelisches Viduaid oder eine französische Preisvertheilung an tugendhafte Landleute. Die Schönheit fehlt. Wir wandern verloren durch die glanzlose Landschaft. Kein Vogel sang je in all diesen Totengärten. Der Lorber ist mit Cypressen vermischt, in den Weihrauch des Tempels mengt sich fühlbar ein Leichengeruch; Knaben und Mädchen werden den Ort meiden.“ An Montaigne, den Emerson als Typus des Skeptikers dem Mystiker Swedenborg gegenüberstellt, erfährt er nur die allgem reinsten Züge; aber die helle Verständigkeit, der rothene Geist, die spöttische Nächternheit, kurz das Südliche und Französische in Montaigne entgeht ihm. Der beste Aufsatz ist der über Plato; nur verschwimmt er ins Allgemeine; er ließe sich auf andere Philosophen auch anwenden. Vielleicht sind diese philosophischen Aufsätze Emersons so unzureichend, weil es unrichtig ist, den einen Denker als Skeptiker, den anderen als Mystiker zu definiren; weil nichts mehr übrig bleibt, wenn wir vom Philosophen den Mystiker und den Skeptiker subtrahiren; weil jeder echte Denker Beides zugleich ist; weil jeder Philosoph die Lehren der Vorangegangenen in sich aufnimmt, gleich dem Jüngling des Märchens, der die Stärke aller Rotten erhält, mit denen er sich in ritterlichem Kampf gemessen hat.

Emerson ist lange in Deutschland unbekannt geblieben. Er ist es nicht mehr. Herman Grimm hat zuerst auf ihn aufmerksam gemacht, Spielhagen

seine *English Traits* übersetzt, das Beste, was neben Taines *Notes sur l'Angleterre* über England geschrieben worden ist; Julian Schmidt hat eine ausgezeichnete Charakteristik Emersons geschrieben; fast alle Werke sind nun ins Deutsche übertragen. Am Meisten aber hat Nietzsche für Emerson gethan. So paradox es klingt: Schopenhauer und Emerson verdanken Nietzsche eben so viel wie er ihnen. Nietzsche hat die breite Gasse gebahnt: er hat mehr als irgend ein Anderer dazu beigetragen, daß die Philosophie wieder vielen Deutschen eine Lebensmacht und ein Lebensbedürfnis wurde. Nicht zu den großen Philosophen stellen wir Emerson. Er war kein Pflüger, der tiefe Furchen riß, kein Säemann, der neuen Samen ausstreute. Als ein freundlicher Spaziergänger schritt er über Fluren und Felder, über blumige Ager und schattige Heckenwege, sinnend, von Aderdust und Sonnenglanz umflossen, Garben und Blüten, Ranken und unscheinbare Grasblätter zu einem frischen Strauße vereinigend. Ueber all seinen Schriften ruht die milde Berklärung der ländlichen Gegend, in der er gelebt und gedichtet hat. Als ein unendlich Freundlicher und Gütiger ist er durch das Leben gegangen. Freundlichkeit und Güte, ein unüberwindlicher Optimismus redet aus seinen Werken. Dafür danken wir ihm heute.

München.

Josef Hofmiller.



## Kohle und Eisen.

Das Kohlen Syndikat ist also wirklich vorzeitig erneuert worden. Ich hatte es vorausgesagt; und nun ist, nach und trotz allen Dementis, der Entwurf zum neuen Syndikatsvertrag den Bechen unterbreitet worden. Zur gutachtlichen Aeußerung. Das ist natürlich die reine Formalität; alles Nützliche wird hinter den Coulissen wohl schon fest vereinbart sein. Vielleicht kommt es, auf besondere Wünsche, noch zu unwesentlichen redaktionellen Aenderungen: über den Grundriß des neuen Gebäudes hat man sich gewiß bereits geeinigt. Die Gefahr, gesprengt zu werden, ist für das Kohlen Syndikat nun vorüber; und jetzt erst erkennt man, wie groß sie war. Die Furcht hat die neuen Syndikatsbestimmungen diktiert. Und diesmal haben die kleinen Bechen gestimmt.

Die Leiter der großen Werke hatten noch in den Verhandlungen der Kartell-enquete mehr als einmal behauptet, gerade die Herren der kleinen Gruben hätten zu Preiserhöhungen gebrängt und Uebertreibungen seien nur durch den zügelnden Eingriff der Großen verhindert worden. Die Tendenz solcher Reden war nicht mißzuverstehen: sie sollten das Publikum glauben lehren, der Großbetrieb sei geneigt, dem Konsumentenbedürfnis weit entgegenzukommen, die Besitzer und Direktoren der kleinen Bergwerke aber ließen sich von Egoismus und Habsucht leiten und glichen dem Schwarzen, den der Römer zu scheuen habe. Ich brauche kaum zu sagen, daß die gemeine Wirklichkeit uns die Dinge anders zeigt. Wichtig ist ja, daß gewöhnlich die Kleinen höhere Preise im Syndikat durchzusetzen ver-

suchten; aber nicht, weil sie ein schlechteres Herz haben als die großen Herren, sondern, weil der Syndikatsvertrag ihnen eine seltsame Rolle zwies. Bisher wurden nämlich die Beteiligungsziiffern der einzelnen Werke je nach der Leistungsfähigkeit der Schächte festgesetzt. Sobald nun eine Gesellschaft einen neuen Schacht abteufte, ließ sie ihre Beteiligungsziiffer erhöhen. Die ungeheure Vermehrung der rechnungsmäßigen Btheiligung, die seit dem Entstehen des Syndikates zu verzeichnen ist, kam zum beträchtlichen Theil auf das Konto der großen Werke. In dem selben Maße, wie die Btheiligung stieg, wuchs auch die Wahrscheinlichkeit, daß schon in normalen Zeiten die wirklich gethätigten Fördermengen eingeschränkt werden mußten, um den Preis zu halten. Bei solchen Einschränkungen der Produktion kamen aber natürlich die kleinen Zechen am Schlechtesten weg. Daher ihr ewiges Klagen. Daß die Kleinen in letzter Zeit der Syndikatsgemeinschaft milde waren, hatte hauptsächlich dieser unleugbare Uebelstand verschuldet. Jetzt ist es gelungen, die Klippe zu umschiffen. Nicht mehr nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Schächte, sondern nach der jeweiligen Marktlage soll sich künftig die Btheiligungsziiffer richten. So soll die Möglichkeit geschaffen werden, fortan den einzelnen Zechen Mehrbtheiligung am Gesamtabsatz zu bewilligen, ohne daß deshalb das Gesamtkontingent erhöht zu werden braucht.

Aber noch mit einer anderen Gefahr hatte das Syndikat zu rechnen. Die Unzufriedenheit der Kleinen konnte es sprengen; doch auch von innen heraus brohte die Zersenkung; und diese Gefahr kam von den sogenannten Hüttenraten. Die großen Eisenwerke streben neuerdings mehr und mehr nach dem Erwerb eigener Kohlengruben, der sie von der Allmacht des Syndikates einigermaßen befreit. Diese Gruben gehörten zum großen Theil aber dem Syndikat an, das hartnäckig auf seinem Schein bestand und das Recht forderte, auch den für den eigenen Bedarf der Werke gebrauchten Kohlenbetrag nach den Syndikatsbedingungen zu regeln. Dadurch verloren die Eisenwerke natürlich einen wesentlichen Theil des vom Ankauf der Gruben erhofften Vortheiles. Nie und nimmer hätten sich also diese neuen Besitzer der Hüttenzechen entschlossen, dem Syndikat noch länger anzugehören. Deshalb ist jetzt bestimmt worden, daß die Syndikatsbedingungen für den Selbstverbrauch der industriellen Werke nicht mehr bindend sein sollen.

Den Kohlenproduzenten bringt der neue Vertrag einen höchst werthvollen Erfolg. Erstens bleiben die Hüttenzechen dem Syndikat erhalten; zweitens werden die Kleinen nun endlich zufrieden sein; und drittens sind die Haupthindernisse beseitigt, die bis jetzt die Outsiders vom Beitritt abhielten. Die Einigung soll, wie man erzählt, nicht so sehr der wachsenden Einsicht der Kohlenmagnaten wie den nachdrücklichen Mahnrufen mächtiger Bankdirektoren zu danken sein. Das klingt sehr wahrscheinlich; die Banken lassen ihre metallisch glänzende Sonne ja Gerechten und Ungerechten, Kohlen- und Eisenindustriellen in gleicher Kraft leuchten und ihre Gewinnchancen werden um so größer, wenn die Eisenindustrie für ihren Selbstverbrauch aus den Syndikatsfesseln befreit wird und dennoch für ihren Uberschuß an Kohle des Kartellsegens theilhaftig bleibt. So ist denn unter dem Patronat der Großbanken der neue Bund geschlossen und die Interessensverloppelung zwischen zwei mächtigen Industriezweigen erreicht worden. Nur die Abnehmer der Kohlengruben haben Grund, darüber zu jammern. Jetzt erst ist das Kohlenmonopol des Syndikates Ereigniß geworden; und zugleich hat sich die Zahl seiner

Vertheidiger erhöht; denn viele Eisen fördernde und Eisen verarbeitende Industrielle schmausen nun an der üppigen Tafel der Kohlenkönige mit.

Die Kohlenindustrie hat also wieder einmal Aussicht auf hellere Tage; über den Eisenwerken aber trübt sich der Himmel. In der Ferne zunächst noch. Die Kartelle sind festgefügt und im Inland steht Alles leiblich; doch den Erholungspfeil, der nach der letzten Krisis langsam, aber stetig vorschritt, stört abermals die Furcht vor den Dingen, die über den Atlantischen Ozean kommen könnten. Als neulich das Geld bei uns knapp wurde, bozirten einzelne unverbesserliche Optimisten mit der ernstesten Miene von der Welt, die steigende Tendenz des Geldmarktes sei durch große Ausprüche der Industrie herbeigeführt worden. Das klang gleich nicht sehr glaubhaft; auf dem Geldmarkt werden außergewöhnliche industrielle Ausprüche in der Regel nur fühlbar, wenn Geschäftserweiterungen bevorstehen. Daß aber unsere Industrie Erweiterungen oder gar Neubauten planen könne, ist nicht anzunehmen; was in den hinter uns liegenden guten Jahren gebaut worden ist, genügt vollumfänglich für Tage besseren Geschäftsganges, als ihn die Industrie für lange Zeit hinaus zu erwarten hat. Die wahre Ursache der Geldverknappung — sie lag auf ganz anderem Gebiet — ist inzwischen ja festgestellt worden; unverkennbar bleibt aber die Besserung unserer industriellen Gesamtlage. Doch zu den wesentlichsten Gründen dieser Besserung gehört, wie ich hier mehr als einmal gesagt habe, die Möglichkeit des Exportes nach Amerika; und gerade jetzt beginnt in den Vereinigten Staaten ein scharfer Kampf gegen den deutschen Import. Der ersten Ermäßigung des Roheisenpreises ist schnell eine zweite gefolgt. Dieses Zeichen lehrte, daß die Dinge sich in Amerika zum Schlechteren wenden. Offenbar fürchten die Leiter der großen Verbände für die Stetigkeit des inländischen Absatzes. Die Masse der kleinen Fabrikanten scheint freilich die Lage noch immer durch die in vergangenen Tagen angefertigte Schablone zu sehen. In dem mir vorgelegten Brief eines hiesigen Kaufmannes, der sich jetzt in Amerika aufhält, fand ich über die Stimmung der Holzbranche die sehr bezeichnenden Sätze: „Die Fabrikanten machen sich hier aus Exportordres gar nichts und finden zu besseren Preisen genügenden Absatz im Lande selbst, wo die Geschäfte glänzend stehen. Die Ideen der hiesigen Fabrikanten grenzen, so weit ich sie ergründet habe, direkt an Größenwahn, der einen gesund denkenden Menschen geradezu anwidert. Durch diese maßlose Ueberhebung der Bankers wird der Sturz aus allen Himmeln um so früher herbeigeführt werden. Meiner Ansicht nach ist die Katastrophe sogar näher, als man denkt.“ Die Leiter der großen Verbände stehen allerdings auf einer höheren Warte. Sie beginnen, die Preise herabzusetzen; und Deutschland ist vorläufig noch lange nicht weit genug, um diese Exporte entbehren zu können. Einsteilen scheint man sogar mit Verlust exportiren zu wollen. Die Kabelmeldung, in Pittsburg seien die Stahlbilletts ermäßigt worden, wurde ja widerrufen; doch gehen dunkle Gerüchte, eine Firma habe wirklich zu niedrigeren Preisen offerirt und nur ein Nachtstück des Herrn Morgan habe die Abwärtsbewegung gehindert. Was davon wahr ist, werden wir bald erfahren. Selbst der große Morgan kann den Gang der Entwicklung nicht hemmen. Auch er wird eines Tages resigniren und sagen müssen: „So komme, was da kommen soll!“

Plutus.

## Briefkasten.

**S**chmuck & Co. in Berlin: Sie fahren also fort, den Holzpapierabnehmern zu erzählen, das Wort vom „Platz an der Sonne“ sei, wie so vieles Herrliche im Deutschen Reich, dem Grafen Bülow zu danken? Meinestwegen. Auf den neuen Büchmann dürfen Sie sich aber nicht berufen. In diesem sorgsam redigirten Buch wird dem vierten Kanzler nur nachgelagt, er habe „dem alten Wort von Neuem Flügel verliehen“; schon Karl Völlerbrand, heißt es da, habe vom Platz an der Sonne geredet, den die Familie Bonaparte für sich forderte. Das war 1882. Ungefähr zwölf Jahre vorher hatte Ludwig Bamberger, der aus einem Revolutionär ein Nationalliberaler geworden war, an die ob solchen Glaubenswechsels einigermaßen erstaunten süddeutschen Demokraten geschrieben: „So laßt dem Anfang der Einheit, wie schlecht Ihr ihn immer haltet, seinen Spielraum und gönnet ihm den Versuch, sich einen Platz an der Sonne zu verdienen“. Bamberger hatte viele französische Bücher gelesen; sicher auch in Balzac's *Scènes de la vie privée* die Geschichte vom Colonel Arabert, die den Satz enthält: *Je n'exais plus qu'un pauvre diable, nommé Hyacinthe, qui ne demande que sa place au soleil*. Balzac und Bamberger werden im Büchmann nicht citirt; aber Sie dürfen bis auf Weiteres glauben, daß ich ihre Sätze nicht fälsche. Und ich habe hier schon früher gesagt, daß die französische Redensart noch älter ist. Mit dem sonnigen Plätzchen stehe also wie mit den Bülow-Deringen: Beide waren vorher auf einen anderen Namen getauft. Den Ruhm, „dem alten Wort von Neuem Flügel verliehen zu haben“, sollte Büchmann Ihrer Firma zuschreiben. All die wundervollen Worte — Zukunft auf dem Wasser, Platz an der Sonne, Wilhelm der Große, Marmorblock, Extratour, Unstimmigkeiten und so weiter — stiegen nimmer durchs deutsche Land, wenn Ihre Meisterhand ihnen nicht Schwüngen schüfe.

*In partibus infidelium in Kairo*: Sie haben in Egyptenland acht deutsche Generalkonsuln, Konsuln, Vicekonsuln und Konsulatssekretäre; die Wahlkonsuln sind nicht mit eingerechnet. Und Sie wundern sich darüber, daß trotzdem aus Berlin schnell Ersatz gesandt wurde, als ein Sekretär den Schnupfen bekam. Offenbar leben Sie schon zu lange im Ausland und haben das rechte Verständniß für die okkulte Weisheit deutscher Politik verloren. Der Ersatzsekretär war der Attaché Freiherr von Nichthofen, der Sohn des Staatssekretärs, mein Herr. Und als er ins Nilland kam, fand er dort zwei hohe Herren, die zwar inkognito reisten und für die deutsche Kolonie unsichtbar waren, die aber dennoch Söhne des Deutschen Kaisers blieben. Ergo wurde ein amtliches Kommissorium nöthig (für das natürlich die Reichskasse aufkommen muß, während sonst der Attaché die Kosten der Vorbereitungszeit selbst zu tragen hat). Wenn Sie die „Zukunft“ eifriger läsen, wüßten Sie, wie reich an diplomatischen Talenten die Familie Derer von Nichthofen ist. Vernen Sie nun wenigstens Ehrfurcht vor der Opferwilligkeit dieses Geschlechtes! Oder ist eine Kleinigkeit, den eigenen Sohn an den Nil zu senden? Ein Herr, der den Söhnen des Kaisers im Gebirge Fühverdienste geleistet hatte, habe bald danach einen der gesuchtesten Gesandtenposten bekommen? Mag sein; natürlich Zufallsfügung. Ihre Vermuthung, der Sproß eines Staatssekretärs müsse bis nach Egypten reisen, um in die Sonne zu kommen, zeigt nur, daß Sie unseren Zuständen völlig entfremdet sind.

*Boffische Zeitung in Berlin*: Leider fehlt mir der Raum; sonst würde ich all Ihre Fleischmarktberichte abdrucken. Manchmal aber muß man einer Nied-

lichkeit weiterhelfen. Hier ist eine: „Fabrikbesitzer, 46, und Tochter, 18 Jahre, m. ca. Mt. 100000 Jahreseinkommen, suchen die Bekanntschaften ebenbürt. Dame oder Herrn zw. Heirath. Diskretion Ehrensache. Off. Post. Btg.“ Und diese feine Familie bringen Sie ehrensüchtig in die Nähe Ihrer Massenfuss und Manicuren!

Landstürmer in München: Herr von Göppler hatte schon seinem Bruder versprochen, das Dienstliche zu segnen, ehe er in der Leipzigerstraße lästig würde. Wahrscheinlich hoffte er auf ein Corps. Aber der lange Kampf mit dem Reichsrechnungsrath Thielmann, der nicht einsehen wollte, daß so viele neue Kavallerieregimenter nöthig sind, konnte auch einen Stärkeren müde machen. Und ganz leicht wird die neue Militärvorlage mit ihren Riesensforderungen nicht durchzubringen sein. Trotz Rom und Meh; selbst wenn man die Jesuiten so lange in petto hält. Jedenfalls ist Herr von Einem ein besserer Redner; hat einen Bruchtheil von den martialischen Humoren Bronsars des Jüngeren. Uebrigens lebt der Wunsch, noch durch weiteren Personenwechsel das preussische Ministerium zu stärken. Herr von Hammerstein, dem die Conservativen den Präsidentenschnub nachtragen und den auch andere Deute nicht gerade für eine leuchtende Persönlichkeit halten, hat sich in Voßringen vielleicht erholt. Aber Herr Möller hat arg enttäuscht, Herr Schönschedt ist müde, Herrn Staudt freut die Pflicht, zwischen Protestanten und Katholiken sinkt burckulavieren, schon lange nicht mehr und selbst der zähe Landwirthschaftshusar soll neulich gesagt haben: „Nach der Feuernte verduft' ist!“ Abwarten; auch Göppler ließ sich erst unsanft mahnen!

Patriot am Bosphorus: Einverstanden. Daß der Freiherr Marschall von Bieberstein seit Monaten krank ist und nun für Monate auf Urlaub geht, ist zu bedauern. Wenn wir aber in diesen Zeiten gefährlicher Balkanwirren in Konstantinopel keinen Botschafter brauchen, dann sollte man die Stelle überhaupt streichen und sich mit einem — billigeren — Botschaftsrath als Geschäftsträger begnügen.

Künstler im Rinnslein: Was Sie melden, klingt märchenhaft. Der Bildhauer Gaul hat sich geweigert, die Adler, die er für die Denkmale des Kaisers und der Kaiserin Friedrich liefern sollte, nach dem Befehl Wilhelms des Zweiten zu ändern, und den Auftrag zurückgegeben? Der Mann könnte sich für Geld setzen lassen. Schade, daß Bismarck tot ist. Der behauptete immer, kein König könne mehr sagen, und rief, als erzählt wurde, ein Diplomat werde das Kanzleramt ablehnen: „Bringt ihn her, wenn er's gethan hat; von der Sorte möchte ich mal Einen kennen lernen!“

Oberstlieutenant in der Pfalz: Der Erlaß des Erbprinzen von Meiningen hatte zwei ansichtbare Stellen. Erstens machte er dem Soldaten die Beschwerte zur „Ehrenpflicht“; der Mann, der eine Mißhandlung hinnahm, ohne sie zu melden, sollte als ehrlos gelten. Zweitens wurde die Möglichkeit angedeutet, dem Beschwerdeführer verzeihen zu müssen, um ihn der Nachsicht des Beschuldigten zu entziehen; damit war zugegeben, daß Vorgesetzte sähig sind, eine Beschwerde durch Chicanen zu räthen. Wahrscheinlich können Mißhandlungen nicht mit anderen Mitteln verhindert werden. Die Vertreter stammer Disziplin aber wurden sehr nervös. „Ganze Autorität geht ja vor die Hunde.“ Auch konnten so neue Bestimmungen nicht einem einzelnen Corps besichert werden; wenn sie in Kraft blieben, mußten sie für die gesammte Armee Geltung erhalten. Ein Ausweg wäre zu finden gewesen. Eine Kabinettsordre konnte alle früheren Bestimmungen über Beschwerderecht und Beschwerdepflicht aufheben und durch neue ersetzen. Leider scheint dem Kriegsherrn die Wahl dieses Weges nicht empfohlen worden zu sein. Der Erbprinz, der als ein gebil-

beter, liebenswürdiger Herr und ein guter Soldat gerühmt wird, mußte plötzlich vom Plage weichen. Alles schon dagewesen. Solche kleine Konflikte erhalten die Freundschaft. Oder werden schnell wenigstens profanen Blicken entzogen. Siehe München, Moskau, Dresden, Karlsruhe, Meiningen, Dessau, Lippe-Deimold etcetera.

Michel bei Jonathan: Ein schönes Lied, das die Studenten in Chicago dem Präsidenten Roosevelt gesungen haben. Ich wills möglichst wortgetreu übersetzen. „Sein Lächeln fällt wie Sonnenstrahl auf verregnetes Land. Den Bären schreit er, stürmt ein Spanierfort, ist grob gegen den Kaiser, schreibt schnell ein Buch über Sportfragen und seufzt, weil er noch Anderes zu thun hat.“ Nicht sehr poetisch; doch über Mangel an Stimmung und Lokalfarbe darf man sicher nicht klagen.

Das Erbe von Byzanz: Ihre Frage nach dem servilsten Blatt ist nicht leicht zu beantworten. Die Festberichte aus Rom, die im Berliner Tageblatt veröffentlicht wurden, schienen ja die ersehnte Entscheidung zu bringen. Für ein demokratisches Blatt war eine hübsche Leistung auch der Satz: „Neben den vielen Gaben eines göltigen Geschickes, die dem Kronprinzen beschieden sind, hat er sich vermöge persönlicher Eigenschaften noch ein unschätzbares Gut, unschätzbar vor Allem für den künftigen Herrscher, selbst erworben: die Zuneigung des Volkes.“ Aber Herr Leysohn kennt die persönlichen Eigenschaften des jungen Herrn vielleicht besser als ein Sterblicher, der nicht auf der Menschheitshöhen wandelt und nie vom Grafen Bälow Kondolenzdepeschen bekam. Und der Berliner Lokalanzeiger ist auch nicht ohne Verdienste. Erste Probe: „Der Kronprinz benutzte jetzt fast täglich seine dienstfreie Zeit, um sich im Lustgarten zu Potsdam im Tandemfahren mit einem Zweispänner zu üben. Das Gespann ist mit zwei prächtigen Braunen, die hinter einander laufen, bespannt.“ Stil und Besinnung gut; und welcher Verlust für unseren Staat, wenn wir nicht vernähmen, daß ein Tandemgespann — quousquo tandem? — mit zwei prächtigen Braunen bespannt ist und daß die Schwester des kühnen Fahrers — Das folgt sogleich — im abgesperrten fakrower Park „mächtige Bliedersträuße pflückt“? Zweite Probe: „Die Einweihung des von Künstlerhand geschaffenen neuen Portals der meyer Kathedrale wirft ihre Strahlen weit über die stolze lothringische Grenzfestung hinaus, denn sie kann unmöglich spurlos an der politischen Welt vorübergehen.“ Und so weiter. Sie ist zwar spurlos vorübergegangen und die „politische Welt“ hat verwundert nur gefragt, ob man jetzt auch schon neue Thüren feierlich weihe. Solche Dinge können Sie aber jeden Tag lesen; morgens und abends. Entschuldigen Sie deshalb Eimen, der noch immer keine bündige Antwort auf Ihre ernste Frage gefunden hat.

Germans to the front: Sie schicken mir eine Notiz, die Sie in englischen Blättern fanden. Der Kaiser, heißt es darin, „hatte nach Rom nur ein Reitpferd mitgenommen, einen Schimmel, den er dort in der Uniform der Gardes du Corps ritt. Da aber nicht ausgeschlossen schien, daß der Kaiser auch einmal in Kasarenuniform ausreiten würde, und die Pferde der Husaren bekanntlich lange, die der Gardes du Corps gestuapte Schwänze haben, war der Hofsattlermeister Bernhard aus Potsdam mitgereist, um, wenn es nöthig wurde, an dem gestuapten Schimmelschwanz einen langen künstlichen Hoarschweif zu befestigen“. Das halten Sie für eine häßliche Kanalente. Beruhigen Sie sich: die Schwanzaffaire konnten Sie auch in berliner Zeitungen lesen. Und hinzugefügt war, wie seit Jahren stets am Charfreitag, habe der Kaiser auch auf der Fahrt nach dem Vatikan die Uniform der Totenkopfhusaren getragen.